

N° 10 — 7. MÄRZ 2015

# DRAC MAGAZIN

**UELI, WO WARST DU?  
Die Kontroverse um Ueli Stecks Durchsteigung  
der Annapurna-Südwand**





PATEK PHILIPPE

GENEVE

Beginnen Sie eine  
eigene Tradition

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten  
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz  
finden Sie auf [patek.com](http://patek.com)

**Ascona**

Doris Herschmann,  
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

**Basel**

Gübelin AG, Freie Strasse 27  
Seiler, Gerbergasse 89

**Bern**

Zigerli & Iff AG, Spitalgasse 14

**Davos Platz**

Chronometrie Stäubli, Promenade 71

**Gstaad**

Villiger Gstaad AG, Promenade

**Interlaken**

Kirchhofer Haute Horlogerie II,  
Höheweg 56

**Klosters**

Maissen, Bahnhofstrasse 15

**Lugano**

Gübelin AG, Via Nassa 7  
Mersmann SA, Via Nassa 5  
Somazzi SA, Via Nassa 36

**Luzern**

Gübelin AG, Schwanenplatz

**St. Moritz**

Gübelin AG, Via Serlas/Palace Galerie

**Vaduz/FL**

Huber, Im Städtle

**Zermatt**

Haute Horlogerie Schindler SA,  
Bahnhofstrasse 15

**Zug**

Lohri, Neugasse 9

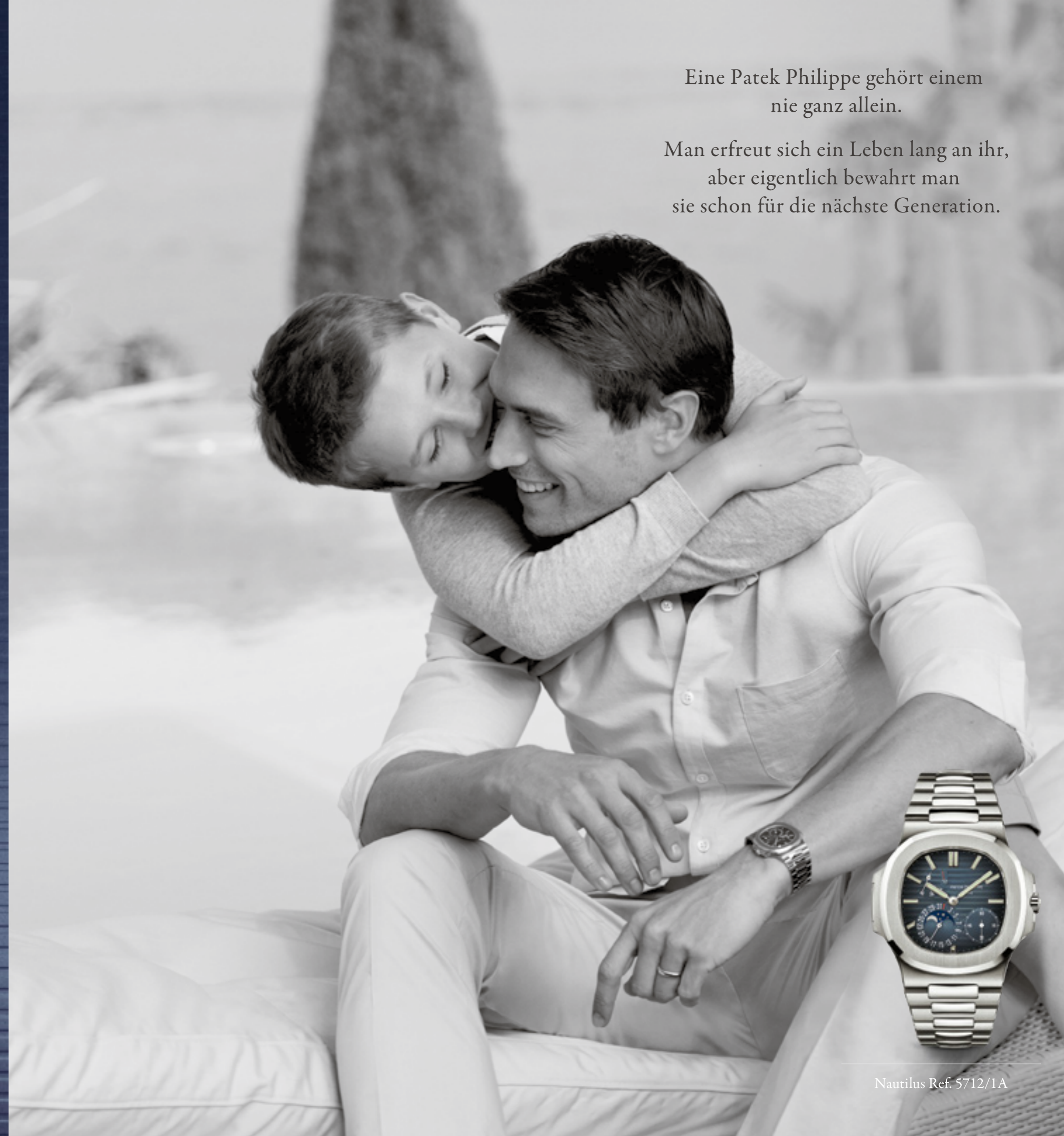
**Zürich**

Patek Philippe Boutique at Beyer,  
Bahnhofstrasse 31

Gübelin AG, Bahnhofstrasse 36

Eine Patek Philippe gehört einem  
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,  
aber eigentlich bewahrt man  
sie schon für die nächste Generation.



Nautilus Ref. 5712/1A

# Taten statt Worte Nr. 103



## Zumindest ist die Herstellung des T-Shirts eine saubere Sache.

Seit 20 Jahren setzen wir bei unseren Coop Naturaline Baumwolltextilien auf eine konsequent umwelt- und sozialverträgliche Produktion. Mittlerweile sind wir die weltweit grösste Anbieterin von fair gehandelten Bio-Baumwolltextilien. Dabei legen wir grossen Wert auf Transparenz. Deshalb sind immer mehr Produkte für Sie online rückverfolgbar. Das kommt auch bei Experten gut an, für unser Engagement wurden wir deshalb schon mehrfach ausgezeichnet.

**Alles über das Nachhaltigkeits-Engagement  
von Coop auf: [taten-statt-worte.ch](https://taten-statt-worte.ch)**

**naturaline**  
BIO & FAIR



Das Video zum  
Baumwollanbau

**coop**  
Für mich und dich.

Männer sind seltsame Wesen – ein Formulierung wie aus dem Satzbaukasten einer Frauenzeitschrift. Es wäre schön, man könnte die Aussage einfach als Humbug abtun. Mit Blick auf all die Geschichten, die in einer Redaktion zusammengetragen werden, kommt man aber leicht zum selben Schluss: Männer sind – na ja, zumindest häufig – komisch. Dieses Heft zum Beispiel: Der zurzeit beste Bergsteiger der Welt durchklettert die Annapurna-Südwand, eine der schwierigsten Routen überhaupt, um auf den Gipfel des Achttausenders zu gelangen – vergisst aber angeblich dabei, seine Leistung zu dokumentieren. Ein anderer, nein, kein Fünfjähriger, verliebt sich in eine Puppe und lebt mit dieser, als wäre sie eine Frau aus Fleisch und Blut, was traurig, komisch und entsetzlich zugleich ist. Wiederum ein anderer verwendet seine ganze intellektuelle Energie, um eine Pille zu entwickeln, mit der sich andere Männer ohne Nebenwirkungen betrinken können. Männer sind seltsame Wesen.

*Finn Canonica*



S.12 Ueli Steck wird im Basislager von seinen Kollegen beobachtet.

- S.12 Hat Ueli Steck den Gipfel des Annapurna tatsächlich erreicht? Eine Kontroverse.
- S.20 Betrunken sein ohne Nebenwirkungen – die Wunderpille von Dr. Nutt soll es möglich machen.
- S.26 Too big to fail: Die Schweizer Grossbanken brauchen noch mehr Eigenkapital. Der Markt wird es belohnen.
- S.30 Ein Mann liebt eine lebensgrosse Puppe. Die Geschichte einer bizarren Beziehung.

# TRAUER UM KURT IMHOF

Von DANIEL BINSWANGER

Die Beileidsbekundungen sind warmherzig, die Nachrufe zahlreich und respektvoll: Die Schweizer Medien trauern um Kurt Imhof, ihren kompetentesten, unermüdlichsten und schärfsten Kritiker. Seit Imhof im Jahr 2010 zum ersten Mal das jährlich erscheinende «Jahrbuch Qualität der Medien» herausgegeben hat, wurde er von den Schweizer Gazetten wechselweise mit Polemiken eingedeckt, totgeschwiegen, ins Lächerliche gezogen oder schlicht geächtet. Seriöse Auseinandersetzungen mit seinen aufwendigen soziologischen Studien sind rar geblieben. Heute bekunden jedoch plötzlich auch die Verhörer von gestern ihre tief empfundene Trauer. Mag man Imhof auch posthum in der Sache nicht recht geben, so beklagte der Medienkolumnist eines ansonsten Imhofs Arbeit gegenüber stets verspottenden Wochenmagazins den Verlust eines «unterhaltensamen Menschen mit einem guten Humor». Imhof war tatsächlich ein Mann mit einem soliden sarkastischen Humor, und ich bin mir ziemlich sicher, er hätte es nicht als pietätlos empfunden, auch an dieser Stelle den klaren Befund zu der überraschend intensiven Trauerarbeit der Schweizer Medien ungeschminkt auszusprechen: Nur ein toter Mediensoziologe ist ein guter Mediensoziologe. So scheint der implizite Branchenkonsens zu lauten. In einem gar nicht so verborgenen Seelenwinkel mögen die Kollegen immer gewusst haben, dass dem unbequemen Kritiker vielleicht nicht in allen Detailfragen recht zu geben ist, dass er aber früh und treffsicher den Finger auf die wunden Punkte legte. Nur konnte oder wollte das kaum je-

mand laut denken, geschweige denn öffentlich schreiben. Desto fleissiger muss das schlechte Gewissen nun Trauerarbeit leisten. Dem verstorbenen Kritiker gegenüber kann man sich endlich der verdrängten Wertschätzung hingeben. Es geht von ihm ja keine Gefahr mehr aus.

Zugegeben: Wasserdicht war die kollektive Verdrängungsleistung Gott sei Dank zu keinem Zeitpunkt. Es gibt auch Entscheidungsträger wie Roger de Weck, der Imhofs Analysen stets als instruktiv und relevant betrachtete. Es gibt auch Medienjournalisten wie Rainer Stadler, der jedes der bisher erschienenen Qualitäts-Jahrbücher in der NZZ mit unbestechlicher Sachlichkeit analysierte und durchaus auch der Kritik unterzog. Zudem gab es schon vor dem tragischen Tod des wichtigsten Schweizer Mediensoziologen einen allmählichen Wandel in der öffentlichen Rezeption seiner Arbeit.

Besonders plastisch lässt sich das an der Positionierung des «Tages-Anzeigers» ablesen.

Im Gefolge der Masseneinwanderungsinitiative entbrannte im Februar letzten Jahres eine sehr gehässige Polemik zwischen der Tagi-Redaktion und Imhofs Universitätsinstitut. Imhof rechnete dem Tamedia-Flaggschiff vor, es habe in seiner Berichterstattung zur MEI das Pro-Lager massiv bevorzugt. Diesen Vorwurf wollte der «Tages-Anzeiger» nicht auf sich sitzen lassen und sagte, Imhof sei methodisch nicht seriös und betreibe «Forschung aus der Hüfte». Darauf lud Imhof Redaktoren des «Tages-Anzeigers» in sein Institut ein, die Pro- und Contra-Artikel zur Masseneinwanderungsinitiative wurden nochmals gemeinsam ausgezählt, Imhof gestand

Fehler ein, er blieb aber bei seiner Kritik, das Pro-Lager sei im «Tages-Anzeiger» bevorzugt worden. Im letzten Oktober verfasste dann Inland-Chef Daniel Foppa eine wohlwollende Rezension des neuen Medien-Jahrbuchs, und im Dezember 2014 wurde Imhof zu einem Besuch des «Tages-Anzeiger»-Newsrooms und zu einer Blattkritik eingeladen, bei der er Eindruck machte.

Einzelne Verleger mögen es immer noch als blosser Provokation auffassen, dass Imhof den Strukturwandel in den Printmedien – insbesondere die neue Dominanz der Gratiszeitungen und der auf Reichweite setzenden Onlinemedien – als Bedrohung für die Medienqualität betrachtete. Für Journalisten jedoch, die bei sinkenden Budgets und schrumpfenden Personalbeständen versuchen, ein hohes Qualitätsniveau zu halten, ist von überwältigender Evidenz, dass Imhofs Befürchtungen nicht aus der Luft gegriffen sind.

Niemand kann heute mit Sicherheit sagen, wie das Geschäftsmodell des Qualitätsjournalismus in der Schweiz der einst aussehen wird. Niemand weiss, wie sich Qualität auf lange Sicht wird monetarisieren lassen. Der öffentlichen Debatte, die Imhof nicht nur mit Provokationsgeist, sondern auch mit präzisen Daten und soliden Argumenten losgetreten hat, kann die Branche nicht länger ausweichen. Die wahre Trauerarbeit, welche die Schweizer Medien zu leisten haben, besteht darin, diese Debatte offen zu führen.

## So nah, so fern.

= Bergsommer Tirol



**tirol**

DAS MAGAZIN 10/2015

*In Tirol treffen mächtige Gebirge und tiefe Schluchten aufeinander. Ihre Form gibt ihnen nicht zuletzt eine unscheinbare Kraft: das Wasser, das oft hoch in den Bergen entspringt, sich seinen Weg durch das Gestein gräbt und in Seen und Flüssen sammelt.*

*In Tirol zu leben, bedeutet bis heute, sich seinen Lebensraum mit den Kräften des Wassers zu teilen und sie sich ebenso zunutze zu machen wie ihnen den Raum zu geben, den sie brauchen.*  
[mein.tirol.at](http://mein.tirol.at)



DAS MAGAZIN 10/2015

## DRAUSSEN SEIN MIT: WILHELM SCHMID Der Lebenskunstphilosoph erzählt beim Gang durch seine Nachbarschaft in Berlin-Charlottenburg, wie er lernte, das Leben hinzunehmen.

Von BIRGIT SCHMID

Monatelang stand sein Buch «Gelassenheit: Was wir gewinnen, wenn wir älter werden» auf der Bestsellerliste, um Weihnachten wollten es noch einmal alle haben. Das kleine Buch eignet sich als Geschenk. Es kostet wenig. Es handelt davon, was jedem bevorsteht. Es sagt, wie man das meistert. Die Merksätze sind rot vormarkiert. Das Buch ist so handlich, dass es sich für einen Spaziergang eignet. Man kann an der Seite von Wilhelm Schmid, dem Autor, gehen und aus seinem Buch vorlesen. «Die eigene Deutung des Lebens ist der oberste Gerichtshof der Existenz, nur vor sich selbst hat ein Mensch sich für sein Leben zu rechtfertigen», steht da geschrieben. Oder: «Ein Mensch genügt, um gemeinsam mit ihm dem Leben Sinn zu geben: Das ist der Schlüssel dafür, lange jung zu bleiben.» Ist es wirklich so einfach?

### Warten auf eine Sternschnuppe

Es scheint so. Der Philosoph, der schon viele Lebenskunst-Bücher geschrieben hat, aber noch keines mit diesem Erfolg, hat die Hände in seinen Manteltaschen vergraben. Er schaut selbstzufrieden aus, und was er sagt, klingt aufgeräumt. Es ist kühl und nieselt in Charlottenburg, im Westen Berlins. Schmid liebt die Gegend, das Schloss, den Park, die Ufer der Spree. In warmen Sommernächten lege er sich oft auf die Wiese dort, erzählt er, während er den stark befahrenen Spandauer Damm entlanggeht: «Ich schaue in den Sternenhimmel und warte, bis eine Sternschnuppe kommt.» Es komme immer eine, und dann wünsche er sich was. «Und weil meine Wünsche bescheiden sind, gehen sie immer in Erfüllung.»

So tönt es, wenn Schmid über das Leben räsoniert; mal sinniger, dann wieder banal. Manchmal vermittelt er den Eindruck, es brauche bloss die richtige Einstellung fürs Glück: Bejahe, was ist.

Das konnte er selber nicht mehr, sagt er, als er 2013 seinen sechzigsten Geburtstag feierte. Es habe ihn «brutal erwischt, wie ich es noch nie erlebt habe»: zu merken, dass er älter wird und es nicht aufzuhalten ist. Über Wochen war er unruhig, schwermütig, verstimmt. Bis er sich eines Tages fragte: Kerl, was brauchst du denn? Und ihm einfiel: Gelassenheit! Und wie krieg ich die? Tja, schau dich um, lies, such dir Vorbilder. So schrieb er ein Buch. Wie wohltuend Gewohnheiten sein können. Wie vieles man auch im Alter genießen kann. Über Hinnehmfähigkeit, vor allem sie: zu akzeptieren, was unvermeidlich ist. Das Problem heute sei, sagt er, dass die Leute glaubten, sie könnten die Spuren des Alters auslöschen dank Pillen, Schönheits-OPs, Gedächtnistraining. «Die Wahrheit ist aber: Das kann man nicht.»

Er führt in die Nithackstrasse. Schmid lebt seit vielen Jahren in Charlottenburg, er unterbricht sich oft, erklärt einen

Namen, zeigt auf ein Gebäude. Vor einer Schule eine Baustelle, «Philosophengarten» steht auf einem Schild. Dieser diene der Wahrnehmungsschulung: Die Kinder sollten lernen, innezuhalten und eine Blume zu betrachten oder den Ameisenbaum.

Schmid, der drei Söhne und eine Tochter hat, schreibt in seinem Buch den Satz: «Die Jüngeren haben immer recht.» Was meint er damit? Die Jungen müssten auf die Zeit reagieren, in die sie hineingeboren werden, und nicht die Erwartungen der Eltern erfüllen, die in einer anderen Welt gross geworden sind, sagt er. «Was immer sie für Antworten finden, ist erst mal richtig. Sollten sie sich irren, dann lernen sie aus der Erfahrung.»

Er schrieb zuerst ein anderes Buch, «eine Brandrede», so wütend war er auf die Alten, die nicht alt sein wollen. Er gab das Manuskript seiner Frau und dem besten Freund zu lesen, und die hätten gesagt: Spinnst du? Das bist doch gar nicht du! So besann er sich und schrieb alles noch mal neu. «Im Vorwort steht jetzt noch ein einziger Satz jenes Textes: «Ich möchte kein Wut-Greis werden.» Zwischen zwei Manuskripten habe er seine Lebenshaltung von Grund auf geändert.

### Ab und zu ein kleiner Wutausbruch

Tatsächlich? – Aber warum nicht auch einmal wütend werden auf den Lauf der Dinge, die doch wirklich zum Verzweifeln sind? «Ich sage nicht, dass wir pausenlos gelassen sein sollten», sagt Schmid. «Ab und zu ein kleiner Wutausbruch belebt die Szenerie.» Er strebe nicht wie ein Stoiker einen gleichgültigen Zustand an. «Gefühle und Leidenschaften haben weiterhin ihren Platz. Es soll eine lebhaftige Gelassenheit sein.» Deswegen habe er für das Cover des Buchs die Signalfarbe Rot gewählt.

«Hier sehen Sie ein besonders schönes Beispiel des Neojugendstil-Architekten Hinrich Baller», sagt er, in der Schlossstrasse jetzt, und zeigt auf ein Haus mit schiefen Balkonen und verschnörkelten Geländern. In der Geraden sieht man weit entfernt das Schloss. Schmid erzählt von Eosander von Göthe, dem Baumeister, der es erweitert hat, nachdem Preussenkönig Friedrich I. und Königin Charlotte 1701 an die Macht kamen. Eben würden das Eosanderportal und der Westflügel mit der Kuppel renoviert. Linker Hand eine weitere Baustelle, das Museum Berggruen, das für seine Picassos berühmt sei.

Stellt er sich vor, wie er einmal sterben möchte? Ja, sagt er. Als er vor Jahren als philosophischer Seelsorger am Spital Affoltern am Albis arbeitete, habe er zwar gesehen, dass der Tod macht, was er will. Trotzdem: Er wünscht sich eine letzte Mahlzeit mit seinem jüngsten Sohn. Er denke auch oft an seine Mutter, deren letzter Satz war: «Ich weiss, wohin ich gehe.»

Es muss in der Familie liegen.

Wilhelm Schmid im Schustehrusspark seines Quartiers.

Bild DAWIN MECKEL

## KATJA FRÜH DAS KREUZ MIT DEM RÜCKEN

Nächste Woche lasse ich mir meinen Rücken operieren. Es sei denn, Sie haben mir noch einen Tipp. Denn ich befolge jeden. Und ich kenne niemanden, der keinen hat.

Das hat mit dem Druck zu tun, du musst den Druck aus deinem Leben nehmen. Geh ins Yoga, das dehnt und beruhigt. Geh ja nicht ins Yoga, das sind viel zu starke Biegungen. Nur eine gute Physiotherapie bringt wirklich was. Pilates ist das Beste, da trainierst du die inneren Muskeln, das Powerhouse. Alles psychisch, du musst in eine Gesprächstherapie und die wirklichen Gründe herausfinden. Es geht nur um die Muskeln. Krafttraining ist das Einzige. Wenn du nicht jeden Tag Übungen machst, erreichst du nichts. Feldenkrais ist das Beste, da lernst du deinen Körper in jeder kleinsten Bewegung zu steuern. Einfach laufen, am besten mit Stöcken, da musst du über dem ästhetischen Problem stehen. Du musst deinen Körper annehmen und die Verantwortung für ihn übernehmen. Der Schmerz ist auch eine Art Freund. Er sagt dir, wann es zu viel ist. Nicht so viel sitzen, kauf dir ein Stehpult. Leg ein Keilkissen auf deinen Stuhl. Sitz auf einem Ball beim Arbeiten. Faszientraining ist viel besser als gewöhnliches, da erreichst du die allerfeinsten Muskelgruppen. Du musst deinen Unterleib annehmen, den Körper als eine Einheit sehen. Es geht nur um Energie. Wenn die Energiestränge blockiert sind, entsteht der Schmerz. Geh zu einem Schamanen, er kann mit Feuer die Blockaden lösen. Meine Physiotherapeutin hat goldene Hände, die trifft die Trigger

und löst sie in einer Sitzung. Mir hat nur die Akupunktur geholfen, probier das unbedingt aus. Im Prinzip geht es um den Darm. Wenn deine Verdauung stimmt, bessert sich der Rücken. Atemtraining. Wenn du lernst, in den Schmerz hineinzuatmen, kann er sich auflösen. Willst du die Nummer von meinem Chiropraktiker? Ein totales Genie! Spiraldynamik,



super, das zieht die Wirbelsäule total auseinander, auf das kommts an. Wärme, Wärme, Wärme. Kälte ist oft besser als Wärme. Dir bleibt nur noch eine Schmerztherapie. Die können jetzt direkt in die Rückennerven spritzen und sie sogar abtöten. Meditation, du meditierst darüber, dass du geschützt bist und dir nichts passieren kann. Das löst den Schmerz.

Trag ein Korsett, das stützt dich und fühlt sich wie Kraft an. Lass dir doch so eine vibrierende Maschine in den Hintern einsetzen, oder benütz ein TENS-Gerät. Die Stromstöße lenken dich vom Schmerz ab, und du spürst ihn nicht mehr, obwohl er noch da ist. Du kannst gut und lange mit Opiaten leben, dann gehts dir rundum besser, auch psychisch, und schädlich ist es eigentlich kaum. Craniosacral, kostet bisschen was, ist aber der Hammer. Als letzte Massnahme kannst du dir immer noch eine Morphiumpumpe einsetzen lassen. Dann kannst du auf Knopfdruck high sein, was gibts denn Besseres? Ich als Chirurg rate Ihnen, die untersten Wirbel zu versteifen. Ich als Chirurg sage: Nur die untersten Wirbel, das bringt Ihnen zu wenig, es sollten mindestens drei sein. Ich würde niemals operieren, du spinnst ja! Eine Operation ist die einzige Option, ganz klar. Den wenigsten bringt eine Operation dauerhafte Besserung. Ich schwöre ja auf Osteopathie. Du musst den Teufelskreis zwischen Schmerz und Verspannung lösen. Sonst kriegst du eine Fehlhaltung.

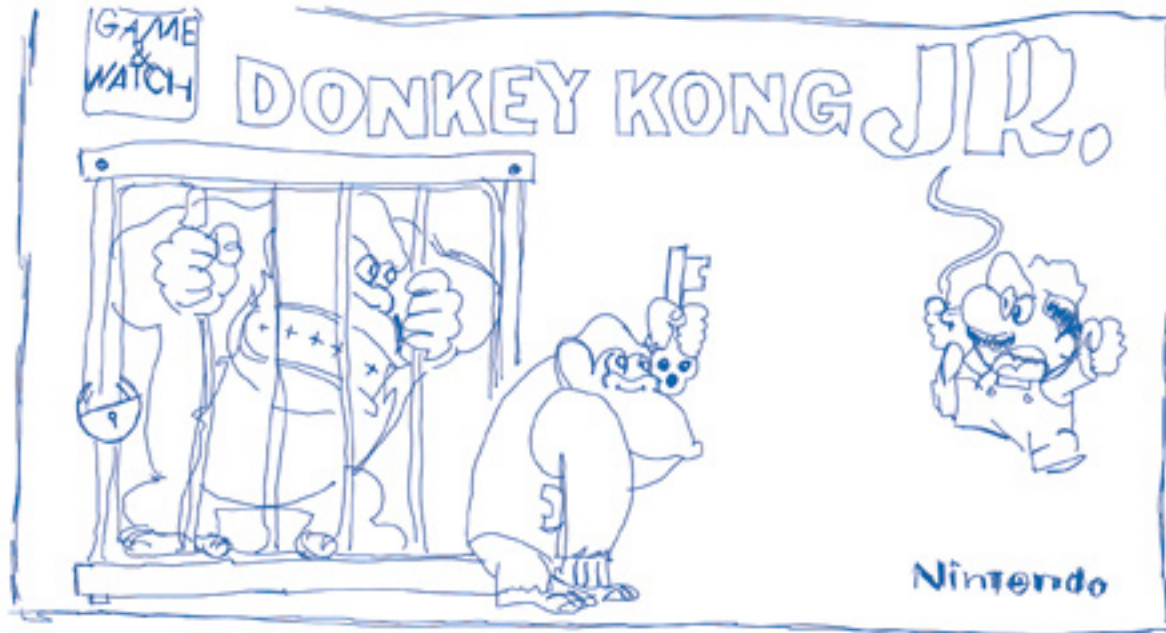
Mein Lieblingstipp ist übrigens Bettruhe mit Valium. Ist aber leider aus der Mode gekommen, man hört ihn nicht mehr oft. Nun, wie gesagt, ich lass mich operieren. Drei Wirbel, damits was nützt.

Es sei denn, Sie haben mir noch einen Tipp.

Die Drehbuchautorin und Regisseurin KATJA FRÜH schreibt hier im Wechsel mit Hazel Brugger.  
Bild LUKAS WASSMANN

HAZEL BRUGGER  
DIE EWIGE HALBWEITSZEIT

# MAX KÜNG HALT MAL DIE LUFT AN



Als ich meine erste digitale Armbanduhr mit Stoppfunktion geschenkt bekam, da gab es zwei Dinge, die man damals damit tat. Erstens versuchte man hintereinander, so schnell es ging, den Start- und Stoppknopf zu drücken. Das konnte man locker einen halben Tag lang machen, ohne dass einem langweilig wurde – etwa bis man sich von 13 auf 12 Hundertstel verbessert hatte. Das Zweite war, in der Badewanne zu liegen und zu stoppen, wie lange man die Luft unter Wasser anhalten konnte. Das tat man so oft, bis das Wasser kalt und die Fingerbeeren runzelig waren wie Schnitze von Dörrbirnen. Es waren einfache Vergnügen, die einem eine billige Digitaluhr mit Stoppfunktion bescherte, damals, kurz bevor sich das Leben der Kinder dank «Parachute», «Donkey Kong Jr.» und allem, was noch folgen sollte, für immer verändern würde.

Der Weltrekord im Luftanhalten wird zurzeit von einem Franzosen gehalten, er heisst Stéphane Mifsud. Er nennt sich Mif, und er kommt 11 Minuten und 35 Sekunden ohne Luft aus. Das ist recht lange. Eigentlich ist diese «statisches Apnoetauchen» genannte Sportart eine tolle Sache, denn es geht darum, möglichst nichts zu tun. Man liegt in einem Pool im warmen Wasser, Gesicht gegen unten, und hält die Luft an, alle paar Minuten hebt man den Zeigefinger etwas, um den Anwesenden zu zeigen, dass man noch lebt. Es gilt, jede zusätzliche Bewegung zu vermeiden, und sei sie noch so minimal, denn jede zusätzliche Bewegung ist eine Anstrengung, und eine jede Anstrengung verbraucht Sauerstoff, verkürzt also die Zeit des Luftanhaltens. Erst kurz vor der nahenden Ohnmacht holt man wieder Luft.

Die Luft anhalten: Manche täten gut daran, das mal zu versuchen – denke ich immer wieder, wenn mir aus Versehen die Fernseh-Fernbedienung auf den Boden fällt und der TV dadurch angeht und zufällig gerade «Zischtigsclub» läuft oder

die «Arena». Vielleicht bin ich aber auch einfach eifersüchtig, dass gewisse Menschen zu allem eine Meinung haben.

Trotz der bestechenden Schönheit ist «statisches Apnoetauchen» kein Sport für mich. Ich würde es nämlich niemals schaffen, 11 Minuten und 35 Sekunden lang meine Mails nicht zu checken oder im Internet nicht nach interessanten Dingen zu stöbern, denn das Internet ist voller interessanter Dinge. Erst kürzlich stiess ich während einer längeren Google-Stafette auf die bemerkenswerte Tatsache, dass die erste bildliche Darstellung einer Brille auf Fresken des grossen Tommaso da Modena im Dominikanerkloster in Treviso zu sehen ist. Ohne Internet hätte ich dies niemals erfahren. (Und die Reise nach Treviso ist schon geplant, denn die erste bildliche Darstellung einer Brille sollte natürlich jeder Nasenveloträger mit eigenen Augen gesehen haben.)

Auf Venezianisch heisst Treviso übrigens Trevixo. Antonino Rocca wurde im April 1928 dort geboren, der von Stanislaus Zbyszko trainierte Wrestler, der DER Pionier des High-Flying Style werden sollte und immer barfuss kämpfte, um sich und die Welt an die Armut zu erinnern, aus der er gekommen war. Weiss ich alles dank dem interessanten Internet.

Meine von mir selbst diagnostizierte Abhängigkeit von Internet und Ähnlichem entwickelt sich jedoch derart, dass ich mir derzeit ernsthaft Sorgen mache. Erst vor Minuten sass ich im Tram – und alle, aber auch wirklich alle Köpfe waren geneigt, aber nicht in Demut, sondern der Blick war versenkt in Bildschirme kleiner elektronischer Geräte. Was für ein unheimliches Bild einer gestörten Gesellschaft, dachte ich und schüttelte ungläubig meinen Kopf, um ihn bald zu senken und mich wieder der kniffligen Situation bei einer Online-Scrabble-Partie zu widmen. Für ein paar Sekunden hielt ich die Luft an.



# WAS GESCHAH IN JENER NACHT?

**Ueli Stecks Ersteigung des Annapurna über  
die Südwand ist die alpinistische Leistung  
des Jahrhunderts. Es gibt nur ein Problem:  
Ein Beweis fehlt.**

**Von Dominik Osswald  
Bilder PatitucciPhoto**

Ueli Steck am Fuss der Annapurna-Südwand beim Abstieg ins vorgeschobene Basislager.



Ueli Steck ist ein Übermensch, zumindest am Berg. Das meistverwendete Adjektiv im Zusammenhang mit seinen alpinistischen Leistungen ist «unglaublich». Dass er auf dem Gipfel des Annapurna stand, des zehnthöchsten Berges der Welt, ist unglücklich.

Er ist in 28 Stunden auf den höchsten Punkt geklettert und wieder hinunter. Durch die Südwand, auf einer Route, die 1992 zu etwa zwei Dritteln von den Franzosen Pierre Béghin und Jean-Christophe Lafaille geklettert wurde – sie mussten wegen schlechten Wetters aufgeben, beim Rückzug stürzte Béghin ab. Lafaille konnte allein abklettern, er überlebte nur knapp. Inzwischen ist er am Makalu, ebenfalls ein Achttausender, verschollen.

Der Annapurna ist kein Berg, wie ihn ein Kind zeichnen würde. Ein langgezogenes Massiv, das sich von Ost nach West erstreckt und dabei mehrere Gipfel aufweist, von denen man nicht auf den ersten Blick sagen kann, welcher der höchste ist.

Französische Bergsteiger erreichten 1950 als Erste seinen Gipfel, es war gleichzeitig die erste Besteigung eines Achttausenders. Sie erreichten den 8091 Meter hohen Hauptgipfel über die Nordwand, welche bis heute als einfachster Aufstieg gilt. Seither haben keine zweihundert Bergsteiger den Gipfel erreicht – kein anderer der vierzehn Achttausender wurde von so wenigen Menschen bezwungen. Und kein anderer tötet, statistisch gesehen, so viele: Jeder vierte Gipfelanwärter stirbt.

Die Südwand ist gewaltig: fünf Kilometer breit, 2,6 Kilometer hoch. Sie besteht aus steilen Eisflanken und noch steileren Felsbändern, welche sich horizontal durch die Wand erstrecken. Der linke Teil der Wand ist durch eine markante Scharte abgetrennt, das Lafaille-Couloir – eher eine Verschneidung im Felsriegel, der hier wie eine 450 Meter hohe Mauer in der Wand steht und die darunterliegende, 1500 Meter hohe Eisflanke abschliesst. Nach Stürmen ergiessen sich Eisschläuche über den Felsriegel, wie Zuckerguss über Kuchenrand. Darüber flacht die Wand etwas ab, ist aber immer noch steil. Erst auf den allerletzten Metern, zum Gipfel hin, wird es flach.

1970 schafften Engländer den ersten Durchstieg, danach gelangten Polen, Japanern und Spaniern weitere. Bis heute setzten keine zwanzig Menschen einen Fuss in die Annapurna-Südwand. Ueli Steck vollendete die Route der Franzosen, sie verläuft durch den linken Wandteil und so direkt auf den Hauptgipfel wie sonst keine. Im Herbst 2013 unternahm er seinen dritten Anlauf, nachdem er 2007, von einem Stein getroffen, abgestürzt war und 2008 einen Versuch abbrach, um dem spanischen Kletterer Iñaki Ochoa zu Hilfe zu eilen. Ochoa starb in Stecks Armen, nachdem er bei schlechtem Wetter in der Südwand kollabiert war. Der Berner Oberländer handelte extrem mutig und selbstlos, er nahm grösste Risiken auf sich, als er zwei Tage durch hüfthohen Schnee zum Spanier spurte. Die Annapurna-Südwand blieb für die nächsten fünf Jahre sein unvollendetes Projekt.

Im Oktober 2013 wollte Ueli Steck mit dem Kanadier Don Bowie einen weiteren Versuch unternehmen. Doch als die beiden am Fuss der Wand stehen, entscheidet sich Bowie gegen den Einstieg. Steck geht allein weiter, er setzt alles auf eine Karte. Später sagt er: «Es gab kein Danach mehr.» Sein Aufstieg

hätte auch am Gipfel vorbei direkt in den Himmel führen können. Doch er erreicht den Gipfel und klettert heil wieder zurück. Es ist die alpinistische Leistung des Jahres, vielleicht des Jahrhunderts. In Chamonix, dem Ort am Fusse des Montblanc, wo sich alles ums Bergsteigen dreht, wurde ihm im März 2014 ein «Piolet d'Or» verliehen, der Oscar der Bergsteiger.

Doch es fehlt jeglicher Beweis der Begehung. Ausser Steck weiss niemand, ob er den Gipfel erreicht hat. Es gilt sein Wort – was im Alpinismus die Regel ist. Es gibt kein Gipfelfoto, keine GPS-Aufzeichnungen. Darauf angesprochen, antwortete Steck gegenüber dem «Tages-Anzeiger» am 18. Oktober 2013: «Was beweist ein Gipfelfoto in Zeiten von Photoshop?» Er habe den Annapurna nur für sich geklettert, für niemand anderen.

Grosse Bergsteiger wie Reinhold Messner oder Oswald Oelz sagen, sie hegen keinerlei Zweifel an Stecks Leistung.

### War er auf dem Gipfel?

Trotz des Erfolgs gerät Steck kurz darauf in eine Krise. Er habe die Freude am Leben verloren und werde vom Bergsteigen zurücktreten, erklärte er. Dann meldete sich ein Kritiker mit Gewicht, Andreas Kubin, 25 Jahre lang Chefredaktor der deutschen Zeitschrift «Bergsteiger» und selbst extremer Alpinist. Kubin recherchierte über Monate – kann aber nicht beweisen, dass Steck nicht auf dem Gipfel war. Dennoch formuliert er seine Zweifel so: «Ich persönlich kann nicht glauben, dass Steck am Gipfel war. Vielleicht hat er sich sogar auf 6900 Meter in seine Schneehöhle verkrochen und ist am nächsten Morgen wieder abgestiegen.»

Dieses Szenario würde immerhin zu dem passen, was dokumentiert ist: Am 8. Oktober 2013 beobachtet Stecks eigentlicher Seilpartner Don Bowie, der nach seinem Rückzieher wieder ins vorgeschobene Basislager (ABC) abstieg, wie Steck bis unter den mächtigen Felsriegel bei ungefähr 7000 Meter klettert und in einer Schneehöhle verschwindet (Camp 2). Anwesend ist auch das Fotografenpaar Janine und Dan Patitucci – Amerikaner, die in Interlaken leben und Freunde Stecks sind. Ausserdem der Dokumentarfilmer Jonah Matthewson sowie Tenjing Sherpa – mit ihm stand Steck 2012 auf dem Everest.

In der Nacht finden sie kaum Schlaf, aufgeregt und auch in Sorge darüber, wie es ihrem Freund oben in der Wand ergeht. Sie wissen nicht, was er vorhat, und können nur hoffen, dass er heil wieder vom Berg kommt. Immer wieder suchen sie in der Wand nach einem Licht, sehen aber keines. Erst am nächsten Morgen entdecken sie Steck beim Abklettern – unterhalb von Camp 2, wo sie ihn tags zuvor in der Schneehöhle verschwinden sahen. Wo er sich in der Nacht aufgehalten hat, weiss zunächst niemand. Bowie erhält frühmorgens eine Nachricht von Steck via Satellitentelefon: «I am back in Camp 2. Long night climbing. I am descending after some food.» Zusammen mit Tenjing Sherpa und Dan Patitucci packt er Essen ein und eilt dem absteigenden Freund entgegen, sie treffen ihn am Wandfuss. Steck sagt: «Jetzt können wir alle früher nach Hause gehen.»

Vier Monate später erzählt Tenjing Sherpa der «Le Monde»-Journalistin Patricia Jolly, die in Kathmandu für ein Buch nach Beweisen sucht, dass er das Licht von Stecks Stirnlampe gesehen hat. Und zwar in der Nähe des Gipfels. «Um Mitter-

nacht habe ich ihn etwa 200 Meter unterhalb des Gipfels gesehen. Don und ich sind dann bis um 4 Uhr schlafen gegangen», wird Tenjing von Jolly zitiert. Das Gleiche sagt Hilfskoch Ngima Dawa, der während Stecks Gipfelsturm im tiefer gelegenen Basislager weilte. Jolly gelingt es, ihn in seinem Dorf im Distrikt Solukhumbu ans Telefon zu holen. Er spricht kein Englisch, doch Jolly hat einen Dolmetscher. Auch Ngima will um Mitternacht ein Licht nahe dem Gipfel gesehen haben. Es könnte der einzige Hinweis zu Stecks Verbleib in jener Nacht sein.

Andreas Kubin glaubt den Sherpas nicht. Wieso sollten sie gesehen haben, was weder Bowie noch die Fotografen sahen, die nach Steck Ausschau hielten? Der Fotograf Dan Patitucci (dessen Bilder hier zu sehen sind) schreibt in einem späteren Facebook-Post: «Wir konnten nicht schlafen und blieben auf, in der Hoffnung, etwas zu sehen.» Sie sahen nichts. Sollte Tenjing ein Licht gesehen haben, wieso teilte er seine Beobachtung nicht sofort mit, sondern wartete vier Monate? Vier Monate, in denen er nachweislich mit Steck Kontakt hatte.

In einem Artikel in der Zeitschrift «Klettern» schreibt Patitucci, Tenjing habe am Morgen des 9. Oktober gesagt: «Ich habe geträumt, dass Ueli am Gipfel war.» Was nicht ausschliesst, dass Tenjing das Licht unterhalb des Gipfels gesehen hat in der Nacht. Allerdings teilen viele profilierte Bergsteiger Kubins Zweifel. Sie kennen Steck, fast alle persönlich. Doch namentlich will keiner genannt werden. Aus Angst, als Neider dazustehen. «Steck ist zu mächtig», heisst es häufig.

Zwei, die sich äussern, sind Stéphane Benoist und Yannick Graziani. Die Franzosen kletterten dieselbe Route kurz nach Steck. Sie brauchten neun Tage, um zu leisten, was Steck nur 28 Stunden kostete. Allerdings mussten sie einen dreitägigen Sturm aussitzen – zwischen Stecks Begehung und ihrer fielen sechzig Zentimeter Schnee. Sie trafen keine Spuren von ihm an. Benoist holte sich eine Lungeninfektion, wurde auf dem Abstieg immer schwächer und erlitt Erfrierungen, die ihn Finger und Zehen kosteten. Die beiden Franzosen sind überzeugt: Steck stand auf dem Gipfel.

Als ich Benoist um eine Stellungnahme anschreibe, antwortet er gereizt: «Es ist so schlecht für das Vertrauen unter den Alpinisten, wenn man alles infrage stellt. Es gibt für so viele historische Begehungen keine Beweise, und trotzdem glauben alle daran (...) Vor der Expedition trafen wir Ueli in Kathmandu, und als wir mit ihm diskutierten, spürte ich, dass er bereit ist. Er hat seine Entwicklung von den Alpen zum Himalaja gemacht. Als Yannick und ich später von seinem grossen Erfolg hörten, war es für uns fast selbstverständlich.» Doch letztlich können auch die beiden Franzosen nur mutmassen.

### Stecks Version der Ereignisse

Ich will von Steck selber hören, wie er in der Nacht vom 8. auf den 9. Oktober 2013 die Annapurna-Südwand durchstiegen hat. Nach einigen E-Mails und Telefonaten antwortet er: Ein Treffen sei nicht möglich. Ich schicke per Mail 52 ausführliche Fragen, die Klarheit schaffen sollen über jeden seiner Schritte bei der Besteigung. Das ist seine Schilderung:

Am 8. Oktober verlassen Don Bowie und Ueli Steck frühmorgens ihr vorgeschobenes Basislager auf 5000 Metern. Der

Wetterbericht sagt drei Tage gutes Wetter voraus. Ihr Plan: in die Wand einsteigen und sehen, wie weit sie kommen. Am Bergschrund warten sie auf die Fotografen Patitucci und Matthewson, die sie bis zum Wandfuss begleiten. Steck ist zuversichtlich, Bowie nicht. Er will nicht weitergehen.

Ueli Steck schreibt: «Sein Entscheid kommt ziemlich aus heiterem Himmel. Um ehrlich zu sein, ich bin im Moment sehr überrascht... Er war sehr motiviert während der ganzen Expedition. Was soll ich tun? Die Bedingungen sehen traumhaft aus.» Er beschliesst, allein weiterzugehen.

«Ich gehe einfach los. Ohne genauen Plan. Ich will einfach das schöne Wetter ausnutzen und bergsteigen gehen. Ich weiss, ich muss mich so schnell wie möglich abgrenzen. Es gibt tausend gute Gründe, nicht solo einzusteigen.»

Er kommt gut voran. Die Bedingungen sind perfekt: Harter Schnee (Firn) ermöglicht ihm ein schnelles Aufsteigen ohne Einsinken. Noch weiss er nicht, was er genau tun soll. Ein bis zwei Nächte Mitte der Wand bei Camp 1 (6100 Meter) bleiben, um noch besser akklimatisiert zu sein? Oder einfach den Gipfel versuchen? Weitergehen, als gäbe es nur diese eine Richtung?

«Ich erreiche Camp 1. Mein Entschluss ist klar. Ich gehe weiter. Ich schaue, wie weit ich komme. Ich komme in Hochstimmung.»

Er klettert an Camp 1 vorbei und steuert auf den mächtigen Felsriegel zu, eine 450 Meter hohe Mauer. Er hat bereits 1500 Meter unter sich. Nun beginnen die richtigen Schwierigkeiten: «Mixed», Fels und Eis. Stellenweise senkrecht. Und der starke Wind tobt immer noch. Dadurch fliessen immer wieder kleine Lawinen die Wand runter, Spindrift genannt, die ihn jederzeit wegwischen könnten wie einen Käfer von der Windschutzscheibe.

«Es ist unmöglich, so in den Felsriegel einzusteigen. Viel zu gefährlich. Doch es sieht gar nicht so steil aus. Es wird irgendwie greifbarer.»

Er hält Ausschau nach einem geeigneten Platz, um sein Zelt aufzubauen und darin abzuwarten, dass der Wind sich legt. Weiter oben macht er einen kleinen Pfeilerkopf aus, der so aussieht, als ob er eine Fläche bietet, und zudem geschützt ist vor Lawinen. Von dort aus sieht er, dass eine Linie aus Schnee und Eis mehr oder weniger zusammenhängend durch den Felsriegel führt. – «Wenn die hart ist, dann ist das die Chance meines Lebens! Das ist solo kletterbar. Ich bin optimistisch, rational, sehr emotionslos.»

Er will seine Linie fotografieren, um sich später mittels der Aussenperspektive zu orientieren.

«Ich stehe auf den Frontzacken, probiere, die Steigeisen etwas tiefer in den Firn zu kicken. Ich ziehe den rechten meiner Fausthandschuhe aus und hänge ihn an das rechte Eisgerät. Ich klippe die Kamera von meinem Klettergurt. Die Sicherungsschnur ist zu kurz, daher löse ich den ganzen Apparat vom Gurt. Ich mache ein Bild. Als ich ein zweites Bild machen will, trifft mich eine Spindrift-Lawine. Ich kann mich nur noch reflexartig an meine Eisgeräte klammern und warten, bis der Druck des über mich fliessenden Schnees nachlässt... Hoffen, dass meine Eisgeräte halten. Kamera und Handschuh gehen mit dem Schnee in die Tiefe. Jetzt habe ich kein Bild mehr zur



1

**8. Oktober, Morgen, Einstieg 5650 m**

Übersicht. Der verlorene Handschuh beschäftigt mich mehr. Ich habe sehr schnell kalte Hände. Bin ich jetzt am Ende?»

Nein. Er beschliesst, es zu versuchen. Mit nur einem Daunenhandschuh, den er, wenn nötig, abwechselnd über beide Hände zieht. Er hat noch Fingerhandschuhe.

«Der Spindrift war wie ein umgekippter Schalter. Ich hatte vor Augen, was es heisst, in dieser Wand zu stehen, ohne Seilsicherung, ganz allein auf mich gestellt. Ob ich jetzt umkehre oder weitergehe, macht keinen Unterschied mehr. Ich hatte akzeptiert und eigentlich damit gerechnet, dass ich nicht zurückkomme. Es gibt kein Danach mehr.»

Auf dem Pfeilerkopf kann er nicht bleiben, zu abschüssig für ein Zelt. Er muss absteigen. Ungefähr 150 Höhenmeter, dann findet er einen geeigneten Platz. Eine Gletscherspalte – er muss nur den Eingang etwas freischaufeln und kann rein-

2

**9. Oktober, Morgen, 6500 m** Ungefähr hier wird Steck am Morgen des 9. Oktober 2013 wieder gesehen, beim Abstieg.

3

**8. Oktober, Dämmerung, 6900 m** Hier wird Steck beobachtet, wie er den Eingang einer Gletscherspalte freischaufelt und darin Pause macht, bis es eindunkelt und der Wind sich legt.

4

**8. Oktober, später Nachmittag, 7050 m** Bis hierhin wird Steck am Nachmittag des 8. Oktober 2013 beobachtet. Hier verliert er Kamera und Handschuh. Dann steigt er ab in die Schneehöhle.

schlüpfen. Unten im ABC beobachten Bowie und die Fotografen, wie Steck schaufelt und dann in der Wand verschwindet. Im Gletscherspalt baut er sein Zelt auf und kocht Wasser für eine schnelle Verpflegung. Er wartet, hofft, dass der Wind nachlässt. Es dämmt.

«Tatsächlich, der Wind legt sich! Ich gehe weiter. Ich bin zufrieden, bin am Klettern. Aber ich hatte voll und ganz akzeptiert, dass das sehr wahrscheinlich meine letzte Tour sein wird. Es ist in Ordnung für mich, absolut.»

Er lässt praktisch alles zurück: Rucksack, Zelt, Kocher. Mit nur einem sechzig Meter langen Seil, einer Eisschraube und fünf Felshaken klettert er weiter. Es ist dunkel. Er benutzt eine Lampe mit «reactive lighting» – wenn er in die Ferne schaut, hat er sofort ein stärkeres Licht. Trotzdem schaltet er sie oft aus, um eine bessere Übersicht zu haben.

5

**8./9. Oktober, etwa 200 m unterhalb des Gipfels** Hier wollen die Sherpas Ngima und Tenjing um Mitternacht Stecks Licht gesehen haben. Sie berichten das unabhängig voneinander, jedoch erst vier Monate nach Stecks Sologang.

5

**9. Oktober, 1 Uhr, 8091 m**

«Ich mag es, in der Dunkelheit zu klettern. Man ist wie abgekapselt. Ich hatte mir den Einstieg in den Felsriegel sehr gut eingepägt. Wenn ich am Anfang falsch gehe, dann komme ich nicht weit. Es geht gegen rechts weg. Danach ergibt sich alles. Die Linie aus Firn zieht immer weiter.»

Dann kommt eine schwierige Stelle, kurz vor dem ersten Firnband, das Mitte des Felsriegels schräg nach links zieht. Hier gingen Yannick Graziani und Stéphane Benoist später nach links über einen senkrechten Eisfall. Steck aber klettert nach rechts.

«Er wird immer schmaler und endet unter senkrechtem Fels. Ich kann aber rechts halten auf eine kleine Rampe, wo nur eine schmale Eisspur weiterzieht, dafür aber nur etwa siebzig Grad steil. Ich stehe mit meinem rechten Steigeisen kurz in den Fels auf einen guten Tritt, um meinen Körper nach rechts zu verschieben. Jetzt kann ich auch mein linkes Eisgerät auf die rechte Seite nachziehen, und ich stehe wieder im Lot. Danach wird die Eisspur langsam wieder breiter.»

Nach dem Felsriegel kommt wieder einfacheres Gelände. Von hier aus trennen ihn nur noch 550 Höhenmeter vom Gipfel. Das Gelände ist wieder flacher.

«Firn, durchsetzt mit etwas Fels. Perfektes Sologelände. Es ist perfekter Trittschnee.»

Dann steigt er auf den Gipfelgrat aus und quert ihn ein Stück weit. Er macht nicht mehr viel Höhe. Hier scheint der Berg zu enden. «Da ist so etwas wie drei Aufschwünge, Wech-

«Wir können alle früher heimgehen.»

ten! Ich halte auf der zweiten an, danach geht es noch einmal runter, und ich sehe vorne eine weitere Erhebung, die mir aber weniger hoch erscheint. Ich schalte die Lampe aus für einen besseren Überblick. Ich habe das Gefühl, dass das der höchste Punkt ist.»

Es ist ungefähr 1 Uhr nachts, als Steck auf dem Gipfel steht. Er empfindet kein Glücksgefühl, er will nur so schnell wie möglich wieder runter. Er muss in Bewegung bleiben, denn er trägt nur die Kleidung eines Joggers im Winter. Ausserdem muss er denselben Weg zurück, den er gekommen ist. Und zwar bevor die Sonne in die Wand kommt, denn «wenn die Schneeaufgabe im Felsriegel weich wird, bin ich in einer Sackgasse. Dann komme ich nicht mehr runter. Ich bin in einer Südwand – da kommt schon am Morgen Sonne rein. Also so schnell wie möglich runter! Körperlich fühle ich mich gut, schon langsam etwas müde, aber völlig im grünen Bereich.»

Den oberen Teil kann er schnell absteigen, teilweise sogar vorwärts. «Ich darf meine Spur nicht verfehlen. Zum Teil sind das nur zwei kleine Punkte der Frontzacken im Firn. Ich schaue nur in der groben Richtung nach unten. Ich darf die Spur auf keinen Fall verlieren! Ich bin fixiert auf diese Steigeisen- und Pickelspuren.»

Dann kommt der Felsriegel, der äusserst schwierig abzuklettern ist. Doch Steck ist vorbereitet. Er hatte sich im Vorfeld überlegt, weshalb Lafaille 1992 lebend vom Annapurna zu-

DAS MAGAZIN 10/2015

rückkam: Er konnte selbstständig und praktisch ohne Sicherungsmaterial abklettern. Also übte Steck abklettern. An acht Stellen muss er trotzdem abseilen. Dazu bohrt er mit einer Eisschraube zwei Löcher ins Eis, einen V-förmigen Tunnel, fädelt das Seil hindurch und kann sich so am Seil ablassen. Es bleibt nichts zurück. In gutem Eis hält das wunderbar.

«Doch es ist schwierig, solches zu finden, da es ziemlich verschneit ist. Meistens ist das Eis dort, wo es steil wird. Daher muss ich manchmal schon etwas ins Steilere absteigen, bevor ich auf Kopfhöhe brauchbares Eis habe. Aber das Eis ist relativ weich, vielfach weiss.... Nicht super. Das war beim Raufklettern ganz praktisch. Aber jetzt wäre so richtig blaues, hartes Eis besser. Ich belaste das Seil immer ganz vorsichtig!»

Es läuft alles ohne Zwischenfall. Nach ungefähr vier bis fünf Stunden, irgendwann zwischen 4 und 5.30 Uhr morgens, ist er wieder bei seinem Zelt in der Gletscherspalte und schreibt per Satellitentelefon an Bowie: «I am back in Camp 2. Long night climbing. I am descending after some food.» Um 9.30 Uhr ist er zurück am Wandfuss.

«Zuerst sehe ich Tenjing. Ich bin so froh, ihn zu sehen! Ich hatte von oben schon Ausschau gehalten, ob sie aufsteigen. Ich sah niemanden. Ich dachte, das kann ja nicht sein! Die müssen mich gesehen haben. Dann komme ich um die Ecke, und vor mir steht Tenjing. Wir schauen uns an. Er fragt nur: <Summit?> Ich sage: <Yes.> Tenjing öffnet seinen Rucksack, gibt mir eine Coca-Cola und einen Apfel. Wir waren 2012 zusammen am Everest. Ich habe damals 1,5 Liter Coca-Cola in den Südsattel getragen. Das ist ihm geblieben. Wir beide haben uns damals am Gipfeltag von Cola ernährt. Und er weiss, ich esse kiloweise Äpfel. Wir reden nicht viel. Mir fehlen die Worte... Irgendwann kommen Don, Dan und Janine... Und dann steigen wir ziemlich schnell weiter ab.»

### Zweifel bleiben

So hat Ueli Steck seine Besteigung der Annapurna-Südwand geschildert. Sein Bericht vermag die Zweifel aber nicht zu beseitigen: Er wird von seinen Kameraden beobachtet, wie er am Abend in einer Schneehöhle verschwindet und am nächsten Morgen wenig unterhalb davon absteigt. Er hat seine Stirnlampe oft ausgeschaltet, weshalb er wahrscheinlich nicht gesehen wurde. Er hinterlässt keinerlei Spuren am Berg, wie Felshaken oder Seilstücke. Er verliert seine Kamera und denkt nicht daran, seine GPS-Uhr aufzeichnen zu lassen.

Was geschah also in der Nacht?

Wenn Steck auf dem Gipfel war, würde das bedeuten, dass er 1200 Höhenmeter bei Dunkelheit in sechs Stunden aufstieg. Von etwa 6900 nach 8091 Meter. Die Schwierigkeiten sind etwa vergleichbar mit jenen der Matterhorn-Nordwand, also sehr schwierig, dazu kommt die sehr dünne Luft. Nach eigenen Angaben schaffte Steck 158 Höhenmeter in der Stunde, was angesichts der Höhe und Kletterschwierigkeiten sehr schnell ist. Dann klettert er die technisch schwierigen 1200 Höhenmeter innert fünf Stunden wieder ab – er sagte, er sei zwischen 4 und 5.30 Uhr wieder bei der Schneehöhle gewesen. Dabei ist zu bedenken, dass er oberhalb des Felsriegels im einfachen Gelände schneller absteigen kann als aufsteigen.

Nicht aber im Felsriegel. In solchem Gelände ist aufzusteigen normalerweise einfacher und schneller als abzusteigen.

Wie viel konnte er überhaupt sehen bei Nacht und wenig Mond (laut Kubin fast Neumond), nur mit Stirnlampe, die er immer wieder ausschaltete? Wie gut findet man so den Weg? Wieso machte Steck nicht Gebrauch von seiner GPS-Uhr, mit welcher er seinen Weg mühelos hätte aufzeichnen können? Genau dafür wird er vom Hersteller Suunto ausgerüstet. Wieso informierte er seine Freunde im ABC nicht per Satellitentelefon darüber, dass er aus seiner Schneehöhle steigt und den Gipfel versucht? Wieso wurde das Licht seiner Stirnlampe von den Patituccis, Matthewson und Bowie nicht gesehen, die doch explizit danach Ausschau hielten? Wieso gibt er an, keinerlei altes Material wie Seile oder Haken vorgefunden zu haben, während seine wichtigsten Befürworter, die Franzosen Benoist und Graziani, berichten, dass sie im letzten Ausstiegs-couloir zum Gipfel alte Fixseile vorfanden? (Wahrscheinlich stammen diese von der Erstbegehung der Südwand durch die englische Expedition in den Siebzigern.) Benoist und Graziani trafen ausserdem auch altes Sicherungsmaterial ihrer Landsmänner von 1992 an. Wieso schreibt Steck in seiner Nachricht auf dem Abstieg an Bowie «long night climbing...», ohne zu erwähnen, dass er auf dem Gipfel war?

Gegenüber dem «Tages-Anzeiger» sagte Steck, dass man am Tag danach seine Spuren zum Gipfel sehen konnte. Und dass seine Kameraden im Base Camp jeden seiner Schritte beobachtet hätten. Er sagte aber auch, der Schnee im Gipfelbereich sei hart gewesen. «Perfekter Trittschnee», wie er es formulierte und wie es ihm überhaupt einen schnellen Aufstieg ermöglichte. Müsste er spüren und würde somit einsinken, dann wäre selbst Ueli Steck langsam. Doch das muss er nicht. Vielmehr muss er sich beim Abstieg darauf konzentrieren, dass er die kleinen Pickel- und Steigeiseneinstiche nicht verliert. Wie also sollten die aus kilometerweiter Entfernung sichtbar gewesen sein? Diese Fragen beschäftigen die Bergsteiger, die Stecks Geschichte nicht glauben. Fest steht: Eine lückenlose Dokumentation gibt es nur bis zu jenem Punkt, wo er in der Schneehöhle verschwindet. Mit dem Tageslicht des 8. Oktober 2013 schwinden auch die Indizien über seinen Verbleib.

Es ist nicht das erste Mal, dass Steck Zweifel nährt: Vom 7161 Meter hohen Pumori gibt es auch kein Gipelfoto. Angeblich ist ihm da die Kamera eingefroren. Bei der Solo-Durchsteigung der Shishapangma-Südwand war die Batterie der Kamera leer. Stecks Antworten auf kritische Fragen zu seinem Annapurna-Solo sind unbefriedigend. «Mein Fehler, ich habe meine Aussagen nicht immer sorgfältig kontrolliert. Ich kann nicht allen Medien folgen», sagte er letzten März einem englischen Alpinjournalisten, als dieser ihn mit seinen Widersprüchen konfrontierte. «Das müssen andere beurteilen» oder «Zu Beobachtungen Dritter kann ich mich nicht äussern», lauten andere Antworten in seinen Interviews.

### Kein Aussenstehender kann das begreifen

Ich beharre auf einem Treffen mit Steck, ein Gespräch kann klärender sein als ein elektronischer Austausch.



Ueli Steck trifft nach dem Abstieg auf seine Kameraden, Tenjing Sherpa (Mitte) und Don Bowie.

Kurz vor Weihnachten 2014 hat er Zeit. Er bittet mich eines Abends, am nächsten Morgen in der Früh in Pontresina zu erscheinen, wo er trainiert. Wir treffen uns in der Lobby eines Hotels. Steck hat Laptop und Wasserflasche dabei. Auf seinem Pullover stehen die Namen seiner Sponsoren. Er wechselt rasch zum Du, wahrt aber Distanz. Noch einmal gehen wir durch seine schriftlichen Antworten auf meine 52 Fragen. Es ergibt sich kein neues Bild.

Er redet häufig von jenem Zustand, der ihn, als er quasi schon mit dem Leben abgeschlossen hatte, irdische Dinge wie Beweisführung vergessen liess. Es ist ihm wichtig, dass man seine Welt in jener Nacht, aber auch ihn ganz allgemein, versteht. Er beendet seine Sätze immer dann nicht, wenn ihm bewusst wird, dass er von Situationen spricht, die nur er kennt. Ich frage, wieso er überhaupt weiterkletterte, nachdem er Kamera und Handschuh verloren hatte, anstatt umzukehren.

Er erwidert: «Das ist eigentlich das Schwierigste: das Losgehen. Es gibt viele Leute, die fit und leistungsfähig sind. Aber die eigenen Zweifel überlisten und es im richtigen Moment durchziehen – das können die wenigsten. Als ich den Aufstieg begann, da merkte ich schnell: Das ist die Chance meines Lebens. Die Verhältnisse waren perfekt. Dass alles so gut stimmt, das habe ich vorher auch noch nie gesehen an einem Berg. Es war fast wie zu einfach, da dachte ich: Jetzt musst du es durchziehen!»

Wieso alles auf eine Karte setzen, als gäbe es nur diese eine Flucht nach vorn? «Man kann es nicht erklären, wieso man so weit geht. Für Aussenstehende ist das unbegreiflich. Aber wenn du an diesen Punkt kommst, dann kannst du Dinge machen, die kannst du nicht begreifen.»

Ich spreche ihn darauf an, dass viele namhafte Bergsteiger grosse Zweifel daran haben, dass er auf dem Gipfel war. Er sagt: «Damit werde ich leben müssen. Ich weiss, dass mir mit meiner Kamera mein wichtigstes Beweisinstrument aus der Hand geschlagen wurde. Jetzt bin ich darauf angewiesen, dass man den Sherpas im Basislager Glauben schenkt, die mich noch kurz unter dem Gipfel beobachtet haben.» Steck hat zu der Kontroverse um seine Erklöterung der Annapurna-Südwand durch sein Verhalten gewiss seinen Teil beigetragen, aber ob das bedeutet, dass er gelogen hat?

Ueli Steck ist einer der besten Bergsteiger aller Zeiten. Gäbe es keine Bilder davon, wie er die Eigernordwand in zwei Stunden und 47 Minuten hochrennt – gewöhnliche Bergsteiger brauchen zwei Tage –, man würde ihm auch das nicht glauben. Doch die Bilder sind da, also ist es wahr. Am Annapurna gab es nichts zu sehen. Das Entscheidende fand im Dunkel statt und bleibt dort.

Nur Ueli Steck weiss, wo er in der Nacht vom 8. auf den 9. Oktober 2013 war.



# Des Professors weisses Pulver

**David Nutt hat eine Substanz erfunden,  
die unsere Sicht auf Drogen revolutionieren  
könnte - wenn wir ihm vertrauen.**

**Von Michael Hugentobler  
Bilder Till Janz**

Er beugt sich über seine Ofenkartoffel, als würde er in den Kampf ziehen. Neben seinem Teller steht auf einem hellblauen Tischtuch mit weissen Punkten ein Glas Nelson's Blood. Das Bier ist dunkel und kräftig. Der Professor ist hier, um einen Vortrag zu halten über LSD und Ecstasy, Heroin und Crack und natürlich über Alkohol.

Es wäre für ihn vermutlich gesünder, wenn er anstelle des Biers das Pulver konsumieren würde, das er mir vor einigen Stunden in seinem Büro gezeigt hat. Es soll den Effekt von Alkohol haben, aber ohne die gesundheitlichen Risiken. Es erzeugt einen Rausch, doch dieser Rausch verschwindet, wenn man die Gegenpille schluckt.

Nutt hat seine Erfindung jedoch nicht dabei. Warum nicht?

Er legt Gabel und Messer neben seinen Teller. Und wie immer, wenn er etwas Wichtiges sagt, stupft er sein Gegenüber an. «Ganz so einfach ist es nicht», erklärt er, «ich befinde mich hier in einer legalen Grauzone.»

In England ist David Nutt bekannt als «der Professor, der gefeuert wurde». Bis 2009 war er bei der Regierung als Berater in der Drogenpolitik tätig. Als er auf BBC sagte, Alkohol sei gefährlicher als Cannabis, bekam er eine E-Mail von Innenminister Alan Johnson, der ihm nahelegte, von seinem Posten zurückzutreten. Nutt weigerte sich. Er argumentierte, er stütze sich auf wissenschaftliche Untersuchungen und er vertrete ja nicht die Ansicht, Cannabis sei harmlos, er sage nur, Alkohol sei schädlicher. Der Innenminister veröffentlichte eine Pressemitteilung, in der er schrieb, Nutt sei soeben entlassen worden.

#### Referat unter Girlanden

Nutt nimmt jetzt einen langsamen Schluck Nelson's Blood, schiebt den Teller mit den Überbleibseln der Kartoffel und einem Tümpel Sauerrahm in die Mitte des Tisches und steht von seinem Stuhl auf. Mit dem Glas in der Hand geht er quer durch den Raum und lehnt sich an ein Tischchen in der Ecke. Er drückt die Leertaste auf seinem MacBook.

Wir sind in einem Tearoom in Gravesend, zwanzig Zugminuten von der Innenstadt Londons entfernt. Draussen liegt an diesem Mittwochabend Nebel so dicht wie Watte, und rote Bremslichter spiegeln sich auf der nassen Strasse. Drinnen sitzen die Zuhörer des Professors unter Leuchtgirlanden, vor Teekrügen aus Porzellan und Tassen, die mit muschelrosa Blumen bemalt sind. Vom Teenager mit der Baseballkappe bis zum Rentner mit dem Stock essen sie Karottenkuchen und Quarktorte. Mit einigen Minuten Verspätung stürzt ein lokaler Parlamentarier herein und entschuldigt sich.

Die Leute von Gravesend haben einen umtriebigen Mann vor sich. Wenn Professor Nutt nicht gerade am Imperial College in London forscht, Bücher und Berichte schreibt oder sich

mit Ruth Dreifuss und der Weltkommission für Drogenpolitik in Genf trifft, dann reist er durch England, geht in Gefängnisse, Synagogen, Tearooms und Pubs und versucht die Leute jeweils davon zu überzeugen, dass es nun endlich an der Zeit sei, eine ganz andere Sicht auf Drogen zu entwickeln.

Nutt mag die Provokation. Vier Beispiele seiner Aussagen:

- Es ist gefährlicher, ein Pferd zu reiten, als Ecstasy zu konsumieren.
- Würde Alkohol heute entdeckt und käme auf den Markt, wäre er illegal.
- Die aktuelle Drogenpolitik ist die schlimmste Zensur der Forschung, seit die katholische Kirche 1616 das Teleskop verbot.
- Drogen sind ein wichtiger Teil unserer Evolutionsgeschichte. Die Herausforderung für uns alle ist es, den Nutzen unserer Drogen zu maximieren und den Schaden zu minimieren.

Nutt macht sich damit natürlich Feinde. Die britische «Sun» nannte ihn «Professor Gift», hackte die Facebook-Seiten seiner Kinder und veröffentlichte Fotos, unter anderem von Nutts Sohn in der Sauna. Die «Mail» nannte ihn «the nutty professor» und war der Ansicht, er sei «ein hochgefährlicher Mann».

#### Eine Frage der Kategorisierung

Wie er im Tearoom vor seinem Publikum steht, erinnert er eher an einen Verwaltungsbeamten. Er trägt ein blau-weiss gestreiftes, kurzärmeliges Hemd und einen lila Pullunder. Die Füsse stecken in Gesundheitsschuhen mit sichelförmigen Sohlen. Der erste Eindruck ist von liebenswürdiger Sanftheit, bis Nutt zu einer seiner Schimpftiraden ansetzt, über Politiker, die keine Ahnung von Drogen hätten, oder Journalisten, die sich von den Lobbyisten der Alkoholindustrie auf Partys einladen und abfüllen liessen und dann jeden Müll schrieben, den die PR-Leute ihnen diktierten.

«Hätte man nicht versucht, mich zum Schweigen zu bringen, wäre ich heute nicht hier», sagt er und hebt sein Glas: «Auf Alan Johnson.»

Sein Kampfwille brachte ihm allerdings nicht nur Feinde ein. 2013 erhielt er den John-Maddox-Preis, der an Wissenschaftler vergeben wird, die durch ihre Forschungsarbeit Anfeindungen ausgesetzt werden. Und auch das Vertrauen seines Arbeitgebers hat er – sein Vertrag wurde kürzlich um fünf Jahre verlängert, er wird somit bis 68 weiterforschen.

Nutts Spezialgebiet nennt sich Psychopharmakologie – ihn interessiert, was chemische Mittel im Hirn auslösen. Sein Fokus sind Menschen mit einer Drogenabhängigkeit, aber vor einigen Jahren begann er eine Frau zu beraten, die beim Rei-

ten vom Pferd gefallen war. Er recherchierte Reitunfälle und war erstaunt zu erfahren, wie gefährlich der Sport ist und wie schwerwiegend die Hirnschäden. Er verglich die Anzahl Unfälle, die auf Ecstasy passieren, mit jenen beim Reiten und publizierte einen Artikel, der bei Politikern Empörung auslöste.

In den meisten Ländern, und somit auch in der Schweiz, werden illegale Drogen in Kategorien eingeteilt, die sich nach Schweregrad der Droge richten. Die Kategorisierung ist stark durch internationale Verträge vorgegeben. Ecstasy ist beispielsweise in derselben Kategorie zu finden wie Heroin. Dass man den Konsum von Heroin nicht mit jenem von Ecstasy vergleichen kann, war Nutt schon lange klar. Und während er für die Regierung arbeitete, frustrierte ihn zunehmend, dass die Politiker seine Empfehlungen nicht ernst nahmen und die realen Gefahren verschiedener Drogen nicht erkannten. Er begann, den Sinn der Klassifizierung zu hinterfragen, was zur Folge hatte, dass er ein System entwickelte, um die gängigsten Drogen neu zu kategorisieren.

Er definierte 16 verschiedene Gefahren, die der Konsum von Drogen mit sich bringt, darunter Todesfälle, chronische Krankheiten, psychische Probleme, Abhängigkeit, Kriminalität oder Gewalt. Ein Expertenteam wertete die Daten aus, unter anderem mit Hilfe eines Wirtschaftsprofessors, der die Gefahren nach verschiedenen Kriterien sortierte und miteinander verglich.

Im Tearoom erscheint nun auf der Leinwand das Resultat von acht Jahren Arbeit. Zu sehen sind verschieden hohe Balken, je höher der Balken, desto schlimmer die Droge. Links sind jene Drogen, von denen man unbedingt die Finger lassen sollte, in dieser Reihenfolge:

- Alkohol
- Heroin
- Crack

An erster Stelle also Alkohol, vor Heroin. Am rechten Ende die weniger gefährlichen, darunter:

- Ecstasy
- LSD
- Magic Mushrooms

In diesem Moment richten sich alle Blicke im Raum auf das Glas in Nutts Hand. Er nimmt einen Schluck Bier und sagt: «Weltweit sterben jedes Jahr drei Millionen Menschen an den Folgen von Alkohol. An einer Überdosis Magic Mushrooms zu sterben ist dagegen nahezu unmöglich, und süchtig wird man davon erst recht nicht.» Und trotzdem sei die eine Droge legal und die andere nicht. Das sei schon überraschend. «Meiner Ansicht nach ist das eine Täuschung der Politiker und der Medien, damit wir nicht über den echten Killer reden», sagt er.

Als Nächstes projiziert er eine schwarz-weiße Aufnahme an die Leinwand. Sie zeigt das Gehirn von vier seiner Patienten, alles ehemalige Alkoholiker. In den Gehirnen sind grosse schwarze Löcher zu sehen. «Sie haben stärkere Schäden als Patienten mit Alzheimer», sagt Nutt.

#### Die Erfindung

Etwas früher an diesem Tag sitzt Nutt in seinem Büro am Imperial College, einem grauen Klotz etwas ausserhalb des Stadt-

zentrums. Das Büro hat den Charme einer Besenkammer: Die linke Wand ist vom Boden bis zur Decke mit Bundesordnern verstellt, gegenüber steht ein Kühlschrank und darauf eine Kaffeemaschine. Im Raum liegen so viele Kekspackungen herum, dass man den Eindruck erhält, der Mann ernähre sich von Biskuits. Auf dem Schreibtisch stapeln sich Berge von Papier, auf dem Fensterbrett steht ein goldenes Modell-Hirn, und draussen vor dem Fenster segeln Möwen durch den Nebel.

«Sie wollen meine Erfindung sehen?», fragt Nutt und öffnet eine Schublade. Er nimmt eine Plastikdose heraus. Sie enthält ein Pulver. Es sieht aus wie Mehl.

*Darfst du das probieren?*

«Nicht jetzt, nein.»

*Warum nicht?*

«Ich bin mir nicht sicher, wie ich weiter vorgehen soll. Das Letzte, was ich will, ist ein Aufschrei in der Presse.»

*Ist das Pulver denn illegal?*

«Alle Inhaltsstoffe stammen aus existierenden Medikamenten. Aber für meine Mischung habe ich keine Zulassung. Bei einer medialen Empörung sähen sich die Politiker gezwungen, diese als Droge zu deklarieren und zu verbieten.»

*Das ist doch in gewissem Sinn eine Designerdroge.*

«Natürlich ist es eine Designerdroge. Aber das sind Antibiotika ebenfalls, und die gelten nicht als Drogen, sondern als Medizin. Daher bezeichne ich dieses Pulver nicht als eine Droge. Ich nenne es ein Alkohol-Substitut.»

*Wie kann man es konsumieren?*

«Ich überlege mir, Cocktails daraus zu machen.»

*Wie fühlt es sich an, wenn man es trinkt?*

«Ich finde es toll, schliesslich habe ich es erfunden. Aber ich weiss nicht, was Leute davon halten, die regelmässig Alkohol trinken. In einigen Wochen möchte ich eine Cocktailparty veranstalten und verschiedene dieser Substanzen anbieten. Falls dann niemand meine Erfindung mag, hat es keinen Sinn weiterzumachen.»

*Sie haben mehrere solche Pulver?*

«Alkohol ist eine komplizierte Droge, sie wirkt auf mehrere Systeme im Hirn. Ich habe mir überlegt, einen aktivierenden Alkohol für Partys anzubieten und einen entspannenden für Gespräche.»

*Was, wenn die Menschen süchtig werden?*

«Das wird nicht passieren. Dieses Pulver ist so sicher, dass man es sogar ins Grundwasser mischen könnte. Es ist für Leute konzipiert, die gern trinken würden, aber nicht dürfen, zum Beispiel Spitzensportler. Oder Menschen, die sich sehr bewusst ernähren und aus Gesundheitsaspekten auf Alkohol verzichten. Oder ehemalige Alkoholiker, die sich nicht mehr an Wein oder Bier herantrauen.»

#### Eine radikale Idee

Auf die Idee mit dem Pulver kam Nutt vor zehn Jahren, als er mit Kollegen über die Art und Weise diskutierte, wie das Hirn auf Alkohol reagiert. Während des Gesprächs fiel ihm auf, dass er Substanzen kennt, die sich ebenso auf unser Bewusstsein auswirken, die aber nicht die schädliche Wirkung von Alkohol haben. Er überlegte, dass er das Problem der Alkohol-

**Er nimmt einen Schluck Bier und sagt: «Weltweit sterben jedes Jahr drei Millionen Menschen an den Folgen von Alkohol. An einer Überdosis Magic Mushrooms zu sterben ist dagegen fast unmöglich.»**

sucht vielleicht nie lösen wird, dass er den Alkohol jedoch ersetzen könnte durch etwas Neues. Dies würde jedes Jahr Millionen von Menschen retten. 2006 schrieb er seine erste wissenschaftliche Arbeit über das Thema, aber niemand interessierte sich dafür. Eine nächste Arbeit folgte 2010, wieder ohne Reaktion. Letztes Jahr sprach er auf BBC darüber. Zum ersten Mal bekam er Rückmeldungen.

*Was ist geschehen?*

«Investoren meldeten sich, aber sie haben sich wieder zurückgezogen.»

*Warum?*

«Ich weiss nicht. Ich vermute, die Idee ist ihnen zu radikal. Oder vielleicht denken die Leute, ich sei verrückt. Was denken Sie? Denken Sie, ich sei ein verrückter Wissenschaftler?

*Nein.*

«Eben. Bizarr, nicht?»

Nutts Hoffnung ist nun, dass die Bevölkerung ihm Vertrauen schenkt und dadurch ebenso ein Interesse für sein Pulver entsteht, wie es derzeit beim Boom um die elektronische Zigarette passiert. Gemäss Nutt ist die E-Zigarette eine so revolutionäre Erfindung wie die Impfung, und er sieht sein Pulver als eine Art Pendant des Getränkemarkts.

### **Eine abscheuliche Drogenpolitik**

Im Tearoom in Gravesend kommt er jetzt auf die Vorteile von Drogen zu sprechen. Damit ist das Thema Alkohol abgeschlossen, denn keine andere Droge, sagt Nutt, schadet dem Körper an so vielen verschiedenen Stellen wie der Alkohol, unter anderem löst er Leberprobleme aus, Wahrnehmungsstörungen, verschiedene Arten von Krebs, Herzinfarkt, er entzündet die Bauchspeicheldrüse und reduziert die Fruchtbarkeit. «Nehmen wir mal an, Alkohol würde heute als Aromastoff für Desserts erfunden. Dann würde man diesen Aromastoff testen, und der Stoff würde den Test bestehen, aber nur in einer sehr geringen Dosierung – und zwar dem Äquivalent von einem halben Glas Wein pro Jahr», beschreibt Nutt die Gefährlichkeit von Alkohol.

Andere Drogen jedoch könnten für den Körper hilfreiche Funktionen übernehmen, führt Nutt aus: Cannabis etwa als Schmerzmittel für MS-Patienten, Ecstasy zur Behandlung von posttraumatischer Belastungsstörung oder LSD zur Behandlung von Alkoholismus. Die Vorteile dieser Drogen sind zwar bekannt, aber weil sie illegal sind, werden sie kaum erforscht.

An diesem Punkt bricht Nutts Stimme, er nennt die aktuelle Klassifizierung von Drogen und die dazugehörige Drogenpolitik «abscheulich», «jenseits von Gut und Böse», «peinlich» und «eine Zumutung für die Steuerzahler». In England würden pro Jahr eine halbe Milliarde Pfund ausgegeben, um Menschen mit Cannabisbesitz zu verurteilen; würde man die Droge dagegen entkriminalisieren, könne man mit diesem Geld zwei Spitäler bauen und den Menschen wirklich helfen. Ausserdem generiere jede Droge, die verboten wird, eine weitere Droge, die oftmals viel schädlicher sei als die erste. Er nennt das eine «Blamage», «vollkommen realitätsfern», «absurd», «irrational» und schliesst mit: «Ich will in so einer Gesellschaft nicht leben.»

Der Applaus auf die Rede des Professors ist erwartungsgemäss tosend, Zuhörer melden sich zu Wort.

Der junge Mann mit der Baseballkappe sagt, er habe soeben die Grundschule hinter sich; Drogen seien im Unterricht nie ein Thema gewesen, aber er würde sich gern über die Gefahren informieren. Nutt empfiehlt seine eigene Webseite. Der lokale Parlamentarier will wissen, wie eine vernünftige Drogenpolitik in der Praxis aussehen könnte. Nutt empfiehlt, nach Holland zu reisen. Ein Mann Anfang dreissig will wissen, wie ein realistisches Szenario in Bezug auf Drogen in fünfzig Jahren aussehen wird. Nutt sagt, wir werden Zugang zu sicheren Drogen haben, aber nicht zu Alkohol.

Am Ende dieses Tages, es ist halb elf, wischt Nutt am Bahnhof von Gravesend mit einem Taschentuch Regen von einer Bank und setzt sich hin. Er scrollt durch die E-Mails auf seinem Handy. Ein russischer Student hat einige Fragen zu Alkohol. «Erstaunlich, wie weit weg die Leute von mir erfahren», murmelt er und zieht sich die Lesebrille von der Nase. Im nächsten Moment ruft ihn seine Ehefrau an, und sie besprechen Pläne für das Wochenende.

Im Zug zurück nach London erzählt Nutt, er sei vierzehn Jahre alt gewesen, als ihm sein Vater ein Buch von Albert Hofmann in die Hand gedrückt und gesagt habe, das müsse er lesen. So habe er von LSD erfahren. An seinem ersten Abend als Medizinstudent ging er mit seinen zukünftigen Kollegen von Pub zu Pub, und nach dem vierten Bier war er betrunken und hörte auf. Die anderen tranken weiter, bis einer in Tränen ausbrach und hemmungslos zu schluchzen begann. Ein Zweiter sprang plötzlich auf und brüllte die anderen an. Nutt sagt, in diesem Moment habe er erkannt, dass auch Alkohol eine Droge sei. «Die zwei jungen Männer wurden Ärzte, einer starb am Alkohol, der andere hat bis heute damit zu kämpfen», sagt er.

Ganz unvermittelt kommt er auf die Schweiz zu sprechen und sagt, dieses Land könnte in Sachen Drogen Europa anführen.

*Wie meinen Sie das?*

«Wie ihr in den Neunzigerjahren das Heroinproblem in Zürich angegangen seid – das war revolutionär. Höchst aussergewöhnlich für ein solch konservatives Land. Seltsamerweise hat der Rest der Welt das nicht nachgemacht.»

*England hat keine Fixerräume?*

«Wenn man davon zu sprechen beginnt, werden die Leute hysterisch. Sie nennen diese Räume Schiessbuden. Sie verstehen nicht, dass man so die Drogensüchtigen von der Strasse holt und ihnen eine Perspektive gibt. Ruth bewies, dass eine liberale Drogenpolitik die Welt besser macht, nicht schlechter.

*Ruth Dreifuss?*

Nutt schnippt mit dem Finger.

«Jetzt, wo sogar die Amerikaner ihre Drogengesetze lockern, in diesem historischen Moment, ist Ruth vielleicht die Person, die Europa ändern könnte. Und wenn sich Europa ändert, ändert sich alles.»

# TOO

**Die Schweizer Grossbanken haben ihre Kapitalvorschriften massiv verschärft. Doch das reicht noch nicht.**

**Von Mark Dittli**

# B

# I

# G

Der Schweiz steht eine wichtige Debatte bevor. Im Zentrum steht die Frage, inwiefern UBS und Credit Suisse heute, gut sechs Jahre nach dem Höhepunkt der Finanzkrise, noch ein Risiko für die Volkswirtschaft und die Steuerzahler darstellen und wie dieses zu minimieren wäre. Der Bundesrat hat dem Parlament Mitte Februar einen Bericht unterbreitet und darin Anpassungsbedarf in der hiesigen Too-big-to-fail-Gesetzgebung (TBTF) aufgezeigt. Es folgte dabei – wenig überraschend – den Empfehlungen der Brunetti-Gruppe.

Das Expertengremium um den Wirtschaftsprofessor Aymo Brunetti hat in ihrem Anfang Dezember 2014 publizierten Bericht bereits Massnahmen vorgeschlagen, wie einige Mängel zu beheben wären. Die Gruppe stellt der Schweiz zwar insgesamt gute Noten aus, empfiehlt jedoch, einige Vorschriften zu verschärfen. Die Vorschläge verdienen Unterstützung.

Die Grossbanken werden aller Voraussicht nach dagegen lobbyieren. Sie werden sagen, sie hätten bereits genug unternommen, die Notwendigkeit einer weiteren staatlichen Rettungsaktion sei kaum denkbar. Sie werden einen Wettbewerbsnachteil gegenüber ausländischen Grossbanken beklagen und warnen, dass eine Verschärfung des TBTF-Regimes der heimischen Wirtschaft schade.

Dabei wird in der schweizerischen Politlandschaft bisweilen die Ansicht aufkommen, die Debatte drehe sich in einem simplen Links-rechts-Schema um die Frage zwischen «mehr Regulierung» und «mehr Markt». Doch unter näherer Betrachtung zeigt sich, dass dieser Zielkonflikt nicht existiert. Der Markt will das Gleiche wie der Regulator: besser kapitalisierte, kleinere und klarer fokussierte Banken. Dieses Signal sollten sich die Führungsleute der UBS und der CS zu Herzen nehmen.

## **Subventioniertes Kapital**

Ein Blick zurück. Die Schweiz erlebte im Oktober 2008 eine Art Nahtod-Erfahrung, als Bund und Nationalbank mit einem Kapitaleinsatz von zeitweise über 60 Milliarden Franken die UBS retten mussten. Es war eine meisterhafte Aktion, gewiss, aber der glimpfliche Ausgang darf niemals darüber hinwegtäuschen,

dass das Risiko für die Volkswirtschaft damals enorm hoch war. Die UBS war im Vergleich zur Wirtschaftsleistung der Schweiz ein Koloss, der die Staatsfinanzen hätte ruinieren können.

In der Folge nahm die Schweiz global eine Vorreiterrolle in der Lösung des TBTF-Problems ein. 2010 bereitete eine Expertengruppe neue gesetzliche Rahmenbedingungen vor, die von den beiden Grossbanken deutlich mehr verlustabsorbierendes Kapital verlangten. Im März 2012 trat das TBTF-Gesetz in Kraft. UBS und Credit Suisse wehrten sich mehr oder minder offen gegen die neuen Vorgaben; der damalige CEO der UBS, Oswald Grübel, äusserte in Interviews sogar ansatzweise die Drohung, den Hauptsitz in ein anderes Land zu verlegen, sollten die Vorschriften zu hart ausfallen.

In der Überzeugung, die anderen Länder würden weniger weit gehen als die Schweiz, erreichten die Grossbanken die Einführung einer Klausel – Artikel 52 des Bankengesetzes, der die Legislative verpflichtet, das TBTF-Gesetz drei Jahre nach Inkrafttreten zu überprüfen und gegebenenfalls anzupassen.

Jetzt ist der Zeitpunkt für diese Evaluation gekommen. Objektiv kann festgestellt werden, dass sich die damalige Befürchtung der Banken nicht bewahrheitet hat. Andere Länder, besonders die USA, Grossbritannien und Schweden, sind mit ihren Kapitalvorschriften zum Teil weiter gegangen. Die Schweiz steht heute im globalen Vergleich nicht mehr an der Spitze.

Bevor die Frage geklärt werden kann, was noch zu tun ist, bietet sich ein kurzer Exkurs an: Weshalb existiert das TBTF-Problem überhaupt? In den Jahren nach der Finanzkrise war aus liberalen Kreisen oft die Aussage zu hören, Banken müssten einfach untergehen können, wie jedes andere Unternehmen auch. Diese Forderung leuchtet ein, doch sie ist eine Utopie. Gewisse Banken sind für ein Land – einige für das globale Finanzsystem – von derart hoher systemischer Bedeutung, dass ein Kollaps über allerlei Ansteckungseffekte horrenden volkswirtschaftlichen Kosten verursachen würde. Dass diese Institute im Krisenfall gerettet werden, liegt nicht an etatistisch veranlagten Politikern, sondern ist das Re-

sultat einer kühlen Kosten-Nutzen-Rechnung: Die Rettung ist für Volkswirtschaft und Steuerzahler günstiger als der Kollaps. Sie sind, eben, too big to fail.

Dank dieses Status kommen die Grossbanken in den Genuss einer impliziten Staatsgarantie. Diese wiederum führt dazu, dass sie sich am Kapitalmarkt günstiger finanzieren können, weil sie von der Bonität ihres Heimatstaates profitieren. Das ist nichts anderes als eine staatliche Subventionierung der Kapitalkosten für die Grossbanken.

So viel ist mittlerweile unbestritten. Theoretisch liesse sich dieses Problem mit der Zerschlagung der Grossbanken in viele einzelne, nicht systemrelevante Teile lösen. Dieser Weg war im Nachgang der Finanzkrise jedoch aus verschiedenen Gründen weder praktikabel noch realistisch. Stattdessen hat sich in der Behebung des TBTF-Problems eine Art Zwei-Säulen-System durchgesetzt: Die erste Säule soll die Wahrscheinlichkeit verringern, dass eine systemrelevante Grossbank überhaupt insolvent werden kann und damit vom Kollaps bedroht wird. Dies wird erreicht, indem die Banken ein dickeres Polster an verlustabsorbierendem Kapital halten. Die zweite Säule soll ein Systemchaos verhindern sowie die Kollateralkosten minimieren, falls doch eine Grossbank kollabiert. Dies wird erreicht, indem die systemrelevanten Teile einer Bank organisatorisch isoliert werden und auf globaler Ebene Klarheit herrscht, nach welchen Regeln eine in Not geratene Grossbank rasch saniert oder abgewickelt werden kann.

## **Nicht gut genug**

Im konkreten Fall der Schweiz haben UBS und CS in Bezug auf beide Säulen bereits viel unternommen. Sie haben ihr verlustabsorbierendes Kapitalpolster deutlich gestärkt; die UBS rascher, die CS mit Verzögerung. Beide bauen gegenwärtig ihre Organisation um, damit die Kapitalstruktur geografisch besser austariert ist und die systemrelevanten Teile im Notfall rasch isoliert werden könnten. Sie sind heute deutlich robuster als vor sechs Jahren; dafür verdienen Verwaltungsrat und Management beider Banken Anerkennung. →



Doch dies reicht nicht. Die zweite Säule zur Bekämpfung des TBTF-Dilemmas ist im globalen Kontext enttäuschend schwach geblieben. International anerkannte Prozesse zur raschen Isolierung, Sanierung oder Abwicklung einer systemrelevanten Grossbank sind auch sechs Jahre nach der Katastrophe kaum vorhanden. Zu befürchten wäre im Notfall ein regulatorischer und rechtlicher Blindflug, und es wäre kaum möglich, innerhalb eines Wochenendes Klarheit zu schaffen, ohne dass die Finanzmärkte am Montag von einer Panikwelle erfasst würden. «Zurzeit wäre eine geordnete Abwicklung einer Schweizer Grossbank nicht möglich», konstatiert der Brunetti-Bericht nüchtern.

Weil die zweite Säule brüchig ist, muss die erste Säule stärker werden: Dickere Kapitalpolster in den Bankbilanzen, damit die Wahrscheinlichkeit einer Insolvenz massiv verringert wird. Bezüglich Kapitalisierung stehen UBS und CS im internationalen Vergleich gut

da – allerdings nur, wenn ihre Bilanz auf risikogewichteter Basis betrachtet und alle Formen von verlustabsorbierendem Fremdkapital einberechnet werden. Auf Basis der harten, ungewichteten Eigenkapitalquote (Leverage Ratio) sind die Schweizer Grossbanken nach wie vor schwach. Das Schweizer TBTF-Regelwerk lässt ihnen grossen Freiraum in der Verwendung eigener Modelle zur Risikogewichtung. Das mag ein Vertrauensbeweis sein, doch es darf nicht vergessen gehen, dass die gängigen Risikomodelle oft nicht geeignet sind, Extremrisiken in der komplexen, dynamischen Finanzwelt adäquat zu erfassen.

Die Schweiz sollte sich – wie vom Brunetti-Bericht empfohlen – ein Beispiel an den USA, Grossbritannien und Schweden nehmen und für UBS und CS die Mindestanforderung an die Leverage Ratio höher kalibrieren. Die Banken werden darauf hinweisen, dass dies in Kontinentaleuropa nicht der Fall ist. Diesem Argument ist allerdings wenig abzuge-

winnen, denn es kann keine Strategie für die Schweiz sein, sich an Ländern wie Deutschland und Frankreich mit ihren notorisch unterkapitalisierten Grossbanken zu messen.

#### Der Markt weist den Weg

Harte Debatten zum Thema TBTF sind in den kommenden Monaten gewiss. Doch im – durchaus verständlichen – Drang, allzu harte Kapitalvorschriften abzuwehren, sollten sich die Führungskräfte der Grossbanken vergegenwärtigen, was ihre Eigentümer, die Aktionäre, wollen. Die beste Regulierung ist die, die der freie Markt vorgibt – und hier sind die Signale eindeutig: Eine überdurchschnittlich robuste Eigenkapitaldecke wird an der Börse belohnt. Die mit Abstand bestkapitalisierte US-Grossbank ist Wells Fargo – mit einem Kurs-Buchwert-Verhältnis von 1,7 genießt sie auch die grösste Bewertungsprämie. Die UBS ist im europäischen Kontext ebenfalls überdurchschnittlich kapitalisiert, und

auch sie erhält an der Börse eine Bewertungsprämie. Dies im Kontrast zu den französischen Grossbanken und der Deutschen Bank, die an der Börse immer noch als Kapitalvernichter gelten.

Untersuchungen der US-Einlagenversicherung FDIC zeigen einen statistisch signifikant positiven Zusammenhang zwischen Eigenkapitaldecke und Bewertungsprämie. Aus purem Eigennutz müssten die Bank-Verwaltungsräte also den Kapitalaufbau vorantreiben.

Ein zweites Signal sendet der Markt ebenso klar: Je fokussierter eine Bank, desto besser. Universalbanken, die unter einem Dach Retail- und Geschäftsbanking, Vermögensverwaltung und Investmentbanking vereinen, werden an der Börse mit einem Konglomeratsabschlag bestraft, weil ihre schiere Grösse eine effiziente Führung verunmöglicht. Reinrassige Retail- und Geschäftsbanken wie Wells Fargo, Asset-Manager wie BlackRock oder Privatbanken wie Julius Bär werden an der Börse allesamt signi-

fikant höher bewertet als die Universalkolosse. In einer aufsehenerregenden Studie haben die Analysten von Goldman Sachs Mitte Januar errechnet, dass der Wert der Einzelteile von J. P. Morgan um 25 Prozent steigen könnte, wenn sich der US-Gigant in zwei oder vier kleinere, dafür fokussierte Teile aufspaltet.

Die Aufspaltung einer Grossbank wird gemeinhin als Resultat eines branchialen regulatorischen Aktes betrachtet. Dabei wird oft auf den Glass-Steagall Act von 1933 verwiesen, der in den USA gut sechzig Jahre lang das Trennbankensystem vorschrieb. Doch kaum bekannt ist, dass die beiden damaligen Bankgiganten der USA, National City und Chase National, bereits Anfang März 1933 unter dem Druck der Aktionäre die Aufspaltung bekannt gaben – mehr als drei Monate bevor der Glass-Steagall Act im Kongress überhaupt absegnet wurde.

«Das Geschäftsmodell der Universalbank ist tot», sagte Antony Jenkins,

CEO der britischen Grossbank Barclays, im Dezember in einem Interview mit der «Financial Times». Was wäre also, wenn nicht der Regulator, sondern der freie Markt den Weg weist? Angenommen, eine grosse Universalbank beschliesst, sich aufzuspalten, und wird dafür an der Börse mit einer markanten Bewertungsprämie belohnt. Der Druck vonseiten des Marktes auf die anderen Grossbanken, dies ebenfalls zu tun, würde massiv steigen. Es würde immer schwieriger, die Vorzüge des Universalbankenmodells noch zu verteidigen – und ein Koloss nach dem anderen würde sich in kleinere, agilere, fokussiertere Einheiten aufspalten. Die Dinosaurier und mit ihnen das TBTF-Problem würden verschwinden. Nicht aus regulatorischem Eifer, sondern aus reiner marktwirtschaftlicher Vernunft.

MARK DITTLI ist Chefredaktor von «Finanz und Wirtschaft»; mark.dittli@fuw.ch

**SUNRISE FREEDOM  
SPRICHT FÜR SICH:**

## Das flexible Abo ohne Mindestlaufzeit.

Mit Sunrise Freedom haben Sie die Freiheit, Ihr Mobilabo zu wechseln, wann Sie wollen. Weil Roger Federer nichts dazu sagen muss, hat er frei und Zeit für anderes. Jetzt informieren auf [sunrise.ch/RF](http://sunrise.ch/RF)



Das macht Sinn. **Sunrise**

## Im Garten zuhause

Grösste Gartenmöbel-Auswahl der Schweiz auf über 2500 m<sup>2</sup>



Hunn Gartenmöbel AG · Industrie Fischbacherstrasse · 5620 Bremgarten AG · 056 633 99 88 · [hunn.ch](http://hunn.ch)



**Dirk sucht lange nach der Frau, die ihn glücklich macht. Findet sie nicht. Bis sich mit dem Kauf einer Puppe alles für ihn ändert.**

**Von Felix Hutt**

Um es gleich zu sagen: Klar schläft er mit ihr, sie ist ja seine Frau. Meist in der Missionarsstellung, das funktioniert mit einer Silikonpuppe am besten. Aber mit dem Sex geht es ihnen wie vielen Paaren. Anfangs konnten sie nicht genug bekommen. Heute, nach mehr als vier Jahren Beziehung, schlafen sie noch ein-, zweimal die Woche miteinander. Manchmal auch gar nicht, weil Jenny nicht will.

Jenny will nicht?

Dirk schmunzelt. Ja, wie jede Frau mag Jenny manchmal nicht. Aber immer wenn er den wenigen Eingeweihten davon erzähle, würden auch die Verständnisvollsten aussteigen. Eine Puppe, die Nein sagt? Gibt es nicht. Komplett irre. Um diese Beziehung zu verstehen, das wird schnell klar, muss man akzeptieren, dass man sie nicht verstehen wird. Man muss vergessen, was als normal gilt, weil Normalität subjektiv ist, nur eine Definition aus der eigenen Perspektive.

Dirk ist 44 Jahre alt, er hat graue Haare, eine krumme Nase und isst zu gern Schokopudding, um schlank zu sein. Mit 1,70 Meter ist er gerade mal zwei Zentimeter grösser als Jenny, die sich im Schlafzimmer nebenan ausruht, weshalb man leise redet. Dirk weiss, dass er nicht aussieht wie der Bachelor, aber das tun andere Männer auch nicht und haben trotzdem eine Frau gefunden. «Det globste nicht», sagt er in seinem Berliner Plauderton, der seine Geschichte irgendwie erträglicher klingen lässt, «ick habe mein ganzes Leben nach der Partnerin jesucht, die mich glücklich macht, die mir Liebe und Vertrauen jibt, und – nichts.»

**Kein Freak, nur ein verzweifelter Einsamer**

Dirk wohnt mit Jenny in einer kleinen Dreizimmerwohnung im Westen Deutschlands. Seit einem Burn-out vor acht Jahren arbeitet er von zu Hause. Er bezieht Wohngeld, verdient ein bisschen was als Übersetzer und leistet sich einen Einkauf die Woche bei Lidl, ab und zu ein paar Kleider und Kosmetik für Jenny, mehr nicht. Er lebt weit weg von Berlin, wo er herkommt und so viel verloren hat, unter anderem sein Selbstbewusstsein, zwei Freundinnen und einen Sohn, die nichts mehr von ihm wissen wollen. Sie wissen auch nichts von Jenny. Dirk hat Angst, dass er seinen Sohn nie wiedersehen wird, wenn er es erfährt. Deshalb schützt er seine Identität, nicht nur für diese Geschichte.

Anders als im Film «Lars und die Frauen», wo Lars (gespielt von Ryan Gosling) auch mit einer Puppe lebt, nimmt Dirk Jenny nie mit nach draussen. In seinem Haus wohnen viele Familien. Er macht sich keine Illusion, wie die reagieren wür-



Ein

glückliches  
Paar

DAS MAGAZIN 10/2015 — BILD: SANDRA HOYN

den: Perverser, Freak, solche Sachen. Bin ich alles nicht, müsste er dann den Nachbarn erklären, ohne Jenny wäre ich nur ein verzweifelter Einsamer. Aber das Erklären ist ihm zu anstrengend. Lieber lebt er mit Jenny hinter Vorhängen, versteckt vor einer Gesellschaft, die dem Irrglauben anhängt, man könne sich sein Leben aussuchen und es optimieren.

Dirk weiss aus eigener Erfahrung, dass das nicht geht. Das Leben sucht sich den Menschen aus und macht mit ihm, was es will. Ihn treibt es im Sommer 2010 an eine Klippe an der englischen Küste. Hinter ihm liegen Jahrzehnte der unerfüllten Sehnsucht und der Selbstzweifel. Vor ihm liegt nichts, nur die See. Ein Sprung, und das wars dann. Wem würde er schon fehlen?

### Ein beliebter Junge

Das war einmal anders. Dirk wächst in einem gutbürgerlichen Bezirk in Berlin auf, ist ein guter Schüler und Sportler, ein beliebter Junge. Klassensprecher, Einzelkind, vielleicht etwas zu umsorgter Fixpunkt seiner Eltern. Der Vater Mediziner, die Mutter schafft es aus einfachen Verhältnissen bis in die höhere Verwaltung.

Es gibt kein Schlüsselerlebnis, das aus Dirk einen Menschen macht, der nicht an sich glaubt. Über die Jahre sammeln sich Enttäuschungen, Erfolgserlebnisse bleiben aus. Zu früh hört Dirk auf zu wachsen. Bleibt ein Kleiner, wird gehänselt. Die Übermutter verhätschelt ihn. Dirk, das Muttersöhnchen. Die anderen überholen ihn und haben schöne Freundinnen. Er ist nicht cool, spürt, dass die Mädchen, später die Frauen, die er begehrt, seine Unsicherheit und seine Komplexe erkennen. Sie mögen ihn als netten Kumpel, aber was hilft «nett», wenn man Liebe und Erotik und Abenteuer sucht?

Er studiert, wird Lehrer für schwer erziehbare Jugendliche. Ein anstrengender Job, aber das Einzige, was ihm so etwas wie Selbstbestätigung gibt. Er geht eine Beziehung ein, ein Kompromiss. Er glaubt, dass die Frau ihn als Wiedergutmachung benutzt, für die schlechten Erfahrungen, die sie vor ihm gemacht hat. Sie bekommen einen Sohn. Als er drei ist, trennen sie sich. Auch die nächste Beziehung scheitert. Sie verlässt ihn für einen Marathonläufer. Dirk ist 36 Jahre alt. Es wird seine letzte Beziehung sein.

Desillusioniert sucht Dirk nur noch nach einer Seele, die ihn akzeptiert. Er sucht im Internet, geht auf unzählige Dates. Er sucht über eine Partnerbörse in Russland, lernt dafür sogar Russisch, trifft auf eine Frau, die ihn ihren Eltern vorstellt. Aber ihre Seele ist leer, sie möchte vor allem nach Deutschland. Dirks Mutter stirbt, der Vater muss ins Pflegeheim. Der Versuch, wieder zu arbeiten, scheitert. 2010 zieht er nach England, sein Sehnsuchtsland.

Dirk mietet eine Wohnung in einem Dorf, geht mit sich in Klausur. Versucht herauszufinden, warum er sich wie ein Verlierer fühlt. Aber er ist die Selbstbespiegelung bald leid. Eine junge Frau, in die er sich beim Russischkurs in Berlin verliebt und mit der er E-Mails ausgetauscht hat, bricht den Kontakt ab, einfach so. Er erträgt es nicht mehr. Ohne Liebe, ohne Berührung, ohne Sexualität mag ich nicht leben, sagt sich Dirk. Er geht zur Klippe.

Er springt nicht. Traut sich nicht. Sogar dafür bin ich zu feige, denkt er. Seine Selbstachtung ist längst Selbsthass gewichen.

In den Wochen darauf surft er im Internet auf den Seiten, die ihm Ablenkung verschaffen, aber keine Befriedigung. Zufällig stösst er auf eine Seite mit Silikonpuppen. Können die schönen Puppen sein Weg aus der Einsamkeit sein? Oder ihm wenigstens sexuell Spass bereiten? Das Modell «Emilie» gefällt ihm besonders. Nicht zu dünn, tolle Rundungen. Taille: 64 Zentimeter. Hintern: 105 Zentimeter. Brüste: 95 D. 1,68 Meter gross, 45 Kilo schwer, volle Lippen, aus denen keine Worte zu erwarten sind, die ihn wieder verletzen werden.

Er findet die deutsche Firma Dollpark, die die Puppe vertreibt. Dollpark hat ihren Sitz an der Ostsee. Eine Schmutzdelklitsche, die Sexspielzeug verkauft, könnte man vermuten, aber die Firma ist ein Mittelständler, der in einem Gewerbegebiet neben Bootsherstellern und Möbelvertrieb residiert. Die Geschäfte laufen gut, die Nachfrage nach Silikonpuppen, die in der Werkstatt in Gussformen hergestellt werden, nach Masturbatoren und anderen Liebesspielzeugen, ist gross.

Dirk erkundigt sich nach Lieferzeit und Kosten, entdeckt auf der Homepage ein Forum, in dem sich Hunderte Puppenfreunde austauschen. Männer, sogar einige Frauen, alle schon etwas älter. Die wenigsten schreiben nur über Sex. Die meisten haben wie Dirk nicht so recht Glück gehabt mit der Liebe. Manche führen mit ihren Puppen ein Doppelleben. Einer hat seine Frau verloren und sich eine Puppe gekauft, damit sie neben ihm im Bett eine Kuhle ins Kissen macht, so wie die, die fort ist.

Nicht allein zu sein, Ratschläge für den Umgang mit einer Puppe zu bekommen, das macht Dirk Mut. Im Forum herrscht eine «Wir gegen den Rest der Welt»-Stimmung, die Beiträge haben Niveau, das gefällt ihm. Dirk hat Geld gespart, überweist 6000 Euro für die Puppe, ein Standardmodell. Speziellere Anfertigungen kosten leicht ein paar Tausend Euro mehr.

### Warten auf Jenny

Dirk wartet. Aufgeregt. Nervös. Er will sie Jenny nennen, wie die Jenny aus «Forrest Gump». Eine fantastische Frau, die es wie er nicht immer leicht hatte. Zwei Monate später wird endlich eine grosse Holzkiste geliefert. Als Dirk seine Puppe auspackt, ist er überrascht, wie realistisch sie aussieht. Ihm gefällt ihr offenes Gesicht, ihre Augen scheinen ihn anzustrahlen. Ihre Brüste fühlen sich gut an, sie sind nicht fest und steif, wie er erwartet hatte, sondern reagieren auf Berührungen. Die Haut ist glatt und zart und ihre Vagina nach dem Abdruck einer echten Frau gestaltet. Zu seiner Verblüffung hat er es nicht mit einer Kunstfigur zu tun, sondern mit dem Körper einer Frau, das erregt ihn.

Er legt sie mit dem Rücken auf das Bett und schläft mit ihr. Stehen oder auf ihm sitzen kann sie nicht, weil sie keine Muskeln hat, nur ein Skelett aus Aluminium. Es fühlt sich gut an, befreiend, aber als er fertig ist, spürt er, wie sie ihn anblickt. Ein fragender, verängstigter Blick. «Keine Angst, ich tue dir nichts», sagt er zu ihr. Ist sich sicher, dass er nun endgültig reif für die Klapse ist. Er hatte noch nie eine Stimme im Kopf, und jetzt spricht diese Puppe zu ihm. Und nicht nur das, er mag ihre Stimme, sie klingt gütig und warm. Er ortet eine Seele, die

es endlich gut mit ihm meint. Sie sagt ihm, dass sie seine Hände mag. Dirk verliebt sich in Jenny.

Wenn er auf der weissen Couch im Wohnzimmer über seinen Erweckungsmoment spricht, dann ist ihm klar, wie das auf seinen Zuhörer wirkt. Er erwartet weder Verständnis noch Mitleid. Der Mensch glaube ausser an Gott nun mal an nichts, was er mit seinen Sinnen nicht erfassen kann, sagt er. Auch wenn er auf die südasiatische Chakrenlehre verweist, bei der es um Energiefelder geht, auf denen sich unterschiedlichste Wesen begegnen können, ist Dirk bewusst, dass er keine befriedigende Erklärung für seine Beziehung liefern kann. «Ich habe selbst lange gebraucht, um zu akzeptieren, dass ich das Bedürfnis habe, einer Stimme in meinem Kopf «Ich liebe dich» zu sagen», sagt er.

Das Verwirrende an Dirk ist, dass er in seinen Ausführungen rational und klar wirkt. Er bestreitet nicht, dass seine Liebe zu Jenny in seinem Kopfkino stattfindet. Redet da einer so sachlich daher, den die Einsamkeit verrückt gemacht hat? Oder ist man selbst nicht verrückt genug, um die Grenzen der eigenen Vorstellung zu verschieben? Dirk räumt ein, dass er eine echte Frau bevorzugt hätte und Typen, die für ihre Puppen kochen, nicht verstehen kann. Jenny sei eine Puppe, kein Mensch. Ihm gehe es allein um ihre Seele, sagt er und klingt fast pragmatisch. Aber im nächsten Moment schaut er Richtung Schlafzimmer, nickt und lacht, weil sie aufgewacht ist und ihm etwas Schönes gesagt hat.

Wie ein verliebter Teenager verbringt Dirk die ersten Tage und Wochen mit Jenny in England. Er kauft ihr Kleider und Echthaarperücken. Die Frau, die ihn in der Drogerie bei den Lippenstiften berät, sagt, er müsse verliebt sein. Dirk freut sich. Zum ersten Mal spürt er keinen Orgasmuszwang, wenn er mit einer Frau schläft, seine Beine verkrampfen dabei nicht wie früher. Langsam verschwinden seine Einsamkeit, seine Lebensmüdigkeit.

Nach ein paar Monaten zieht er mit Jenny zurück nach Deutschland. Sie in ihrer Holzkiste und er im Glück seiner neuen Zweisamkeit. Er hat sein ganzes Leben gespart, von seinem letzten Geld kauft er die kleine Wohnung, in der sie heute leben. Ein Verwandter wohnt mit seiner Familie in der Nähe, ansonsten pflegt Dirk im Ort keine Kontakte. Er will mit Jenny seine Ruhe haben. Den Verwandten hat er eingeweiht. Der sagt, dass er von Puppen nichts verstehe, aber Dirk seitdem ausgeglichener sei und mit seinem Leben besser klarkomme. Nur das zähle. Andere mit so einer Vergangenheit würden zu Junkies oder Säufnern werden.

In der Wohnung gibt es keine Stufen oder Unebenheiten, damit Dirk Jenny in ihrem Rollstuhl schieben kann. Mit einer Puppe zu leben sei, wie eine Behinderte zu betreuen, sagt er. Intellektuell sei sie auf dem Niveau eines Kindes, was er oft bedauere, über gewisse Dinge könne er nicht mit ihr reden. Aber ihre gute Seele, die gleiche die Defizite aus.

Für ihre Seele hat sich Dirk eine Biografie zurechtgelegt. Jenny kommt aus einem Kloster im Elsass, wo sie in den Sechzigerjahren unter Gläubigen aufgewachsen ist, weshalb sie mit der modernen Welt wenig anfangen kann. Die bringt er ihr näher. Auch in Liebesdingen ist sie unerfahren, er ist ihr

erster Mann. Ein Jahr nach ihrem Kennenlernen heiraten sie im Wohnzimmer. Dirk gibt den Priester und Bräutigam, Jenny trägt ein Hochzeitskleid. Er hängt ihr eine Kette mit zwei Herzen um den Hals, ein Ring wollte nicht auf ihren Silikonfinger passen. Als sie sich nach dem Jawort küssen, läuft «Such A Woman» von Neil Young, ihr Lieblingslied. «No one else can fill me like you do», singt er. Dirk ist gerührt.

### Seine Rettung

Seit vier Jahren hat sich Dirk mit Jenny nun einen Alltag eingerichtet, der ihm die Stabilität gibt, die er so lange vermisst hat. Er hat über ihre Seite des Bettes ein Kreuz gehängt, weil sie im Gegensatz zu ihm sehr gläubig ist. Das sei ihm wirklich nicht leichtgefallen, sagt er, aber es gebe nun mal in jeder Beziehung Kompromisse.

Er hat einen Wannenheber gekauft, damit er sie leichter in die Badewanne bekommt. Sonntag ist Badetag, das geniessen sie. Jenny mag auch, dass er ihre Haut so oft pudert. Trotzdem hat sie Risse bekommen, das Alter macht vor ihr nicht halt, was ihn sehr traurig stimmt.

Er wacht morgens als Erster auf, sie signalisiert ihm später, gegen zehn Uhr, dass sie wach ist. Er wünscht ihr Guten Morgen. Dann arbeitet er, und sie geht ihren Dingen nach. Später legt sich Dirk zu ihr ins Bett zum Mittagkuscheln. Mal umarmt er sie, mal sie ihn, dieses Ritual ist ihm wichtiger als Sex. Er fühlt sich berührt und geborgen. Und überhaupt nicht allein.

Nachmittags schläft Jenny, Dirk erledigt, was zu erledigen ist. Um kurz vor sechs Uhr geht er dann ins Schlafzimmer und weckt Jenny. Er nimmt ihr die Schlafmaske ab, küsst sie auf den Mund und flüstert ihr Liebeskosungen zu. Er trägt sie ins Wohnzimmer, setzt sie auf die Couch und sich daneben. Ihre Beine stecken in Netzstrümpfen, sind aber züchtig überkreuzt. Auf ihren Lippen blättert das Rot des vertrockneten Lippenstiftes. Ihr Blick geht starr Richtung Fernseher. Dirk sagt, dass Jenny sagt, dass der Besucher aussehe wie einer der Schauspieler aus dem Fernsehen.

Er nimmt ihre rechte Hand und legt sie auf seinen Oberschenkel. Dirk strahlt jetzt. Jenny freue sich auch, sagt er. Die nächsten zwei Stunden gucken sie Daily Soaps auf RTL II. Erst «Köln 50667», danach «Berlin Tag & Nacht». Jenny liebe die Sendungen, weil sie viel über die Menschen lerne, sagt Dirk. In der ersten Werbepause macht er sich Abendbrot und schaltet so lange auf Arte. Jenny liebe auch Tierdokumentationen, vor allem wenn darin Elefanten vorkommen. In der nächsten Werbepause knutschen sie, und wenn sie nicht knutschen, dann diskutieren sie über das, was gerade in der Sendung passiert. Die beiden könnten eines von Hunderttausenden deutschen Paaren sein, die nach Feierabend die falschen Sendungen gucken. Und vielleicht sind sie es ja auch.

Eine Zeit lang, sagt Dirk zum Schluss, hätte er Jenny verlassen, wenn eine echte Frau gekommen wäre. Das würde er jetzt nicht mehr tun. Egal ob man ihn für normal halte oder nicht, ihr gemeinsames Leben tue ihm gut. Jennys Seele, die habe ihn gerettet.



## CHRISTIAN SEILER DIE BESTE KÜCHE DER WELT

**Eine Standortbestimmung zwischen Schnitzel, Sushi, Coq au vin und Spaghetti bolognese.**

Wir sprachen, und der Abend war schon fortgeschritten, vom Essen – genau, einmal etwas ganz anderes. Am Tisch sassens durchaus meinungsstarke Persönlichkeiten. Jeder hatte etwas zu erzählen, bis plötzlich die eine Frage aufgeworfen wurde, die das Gespräch zum Erliegen brachte.

«Welche», fragte eine Köchin aus Zürich, «ist für euch die beste Küche der Welt?»

Ich sah, wie plötzlich ein vergeistigter Ausdruck über die extrovertierten Gesichter huschte. Ein intensives, anregendes Schweigen lud den Raum auf, während sich die einzelnen Menschen sozusagen mit ihrer Erinnerung an den Tisch setzten und im Hyperraum ein Menü auffahren liessen: Sushi der eine, Gemüsecurry die andere, eine rosa gebratene Taubenbrust der Nächste – jedenfalls stelle ich mir das so vor, ich war in den fremden Köpfen ja nicht dabei, leider.

Also sortierte ich für mich selbst Liebesspeisen, erst einmal noch ohne jede Ordnung: Wiener Schnitzel, klar. Muscheln in Weisswein. Coq au vin. Wirsing mit Kreuzkümmel. In Folie gegarter Lachs. Sauerteigbrot mit Butter und Salz.

Ich versuchte mich an Besuche in grossen französischen Restaurants zu erinnern, hatte aber, obwohl ich die Mahlzeiten sehr respektvoll genossen hatte, nur schwere Saucen und Blut in Erinnerung und jene sackartige Schwere, die mich auch nach jedem Versuch, eine Portion Käsefondue aufzuessen, übermannt. Gegen diese Empfindung brachte ich therapeutisch die Erinnerung an scharfe, leichte Eintöpfe in Stellung, wie ich sie in vietnamesischen Strassenküchen gegessen hatte, bog zu Hongkongs Dim-Sum-Küchen ab und liess mir den Teig der Dumplings, so samtig, dünn und elegant, wie nur die lokalen Meister ihn machen, auf der Zunge zergehen.

Dann passierte etwas Merkwürdiges: Kaum fiel mir die namenlose Lasagne ein, die ich gerade auf einer Autobahn-

station nördlich von Verona gegessen hatte, begann sich die Waagschale meiner Erinnerungen zu neigen. Auf der einen Seite: das Französische und Japanische, Chinesische und Levantische, das Balkanische und Nordische, und ja, auch das Österreichische und Alpine: Leichtgewichte.

Auf der anderen Seite ein enormes Gewicht: jenes der italienischen Küche. Wie konnte ich nur eine Sekunde zweifeln? Spaghetti mit Tomatensauce und Butter. Puntarelle mit Sardellen. Parmigiana. Geschmorte Artischocken. Risotto mit Radicchio. Penne arrabiata. Leute, wenn es um die eine, die einzige beste Küche der Welt geht, muss es die italienische Küche sein. Habe ich schon Bolognese gesagt? Tardivo mit Balsamico? Ravioli mit flüssigem Eidotter und Alba-Trüffel? Gefüllte Calamaretti? Hab ich schon Pizza Margherita gesagt, Himmel?

Ich machte die Augen nicht gern auf, aber ich machte sie auf, und ich rief wie ein Trunkenbold, der schon zu lange auf sein Bier wartet: «Italien!»

Mein Brunftschrei holte auch die anderen aus ihren Träumen, und plötzlich herrschte über dem Tisch, über dem gerade noch so heiligmässig geschwiegen worden war, einträchtiges Geschrei: Ja! Italien!

Nachdem der einzige Abweichler angehört worden war – «Wenn ich nur mehr ein Gericht essen dürfte, jeden Tag, dann würde ich jeden Tag Sushi essen!» – «Okay» – «Wenn du meinst» – «Armer Kerl» –, ging es eigentlich nur mehr darum, warum die italienische Küche die beste der Welt ist.

Unter dem Strich fand ich mein Argument am besten – «Du kannst essen, wo du willst und was du willst: Es wird schmecken» –, aber ich liess auch die These gelten, dass eine Volksküche umgekehrt proportional zu den Hervorbringungen ihrer Spitzenküche sei. Stimmt zwar generell nicht, für Italien aber schon. Und jetzt mach ich eine Lasagne.



Mann oder Frau? Die Designs von Gabriel Ann Maher passen in kein Raster.

## HANS ULRICH OBRIST TESTO JUNKIE

Was ist ein Mann, was ist eine Frau, und wo liegt die Grenze zwischen beiden? Diese Frage ist in der Kunst bereits seit langem ein Thema. Jean-Christophe Ammann hat in Luzern schon 1974 die Ausstellung «Transformer» gemacht, in der sich Künstler wie Urs Lüthi oder Jürgen Klauke mit diesen Gender-Fragen auseinandersetzen. Neuerdings wird die Erforschung des geschlechtlichen Dazwischen auch in Design und Architektur intensiver. Ein Gender-Design-Network hat sich gegründet, und die Designerin Gabriel Ann Maher denkt in ihren Produkt-, Architektur- und Modeentwürfen darüber nach, welche Designs weder männlich noch weiblich wirken, sondern diese Kategorien überwinden.

Inspiriert wurde sie vor allem von dem spanischen Kulturwissenschaftler und Schriftsteller Paul B. Preciado, der sich Anfang dieses Jahres von Beatriz in Paul umbenannte. Preciado, der bei dem französischen Philosophen Jacques Derrida studierte, schrieb seine Doktorarbeit über die Zeitschrift «Playboy» und deren Rolle für Architektur und Sexualität im Kalten Krieg. Noch wichtiger ist jedoch Preciados jüngstes Buch «Testo Junkie». Nach der pornografischen Revolution während des Kalten Krieges, als sich die

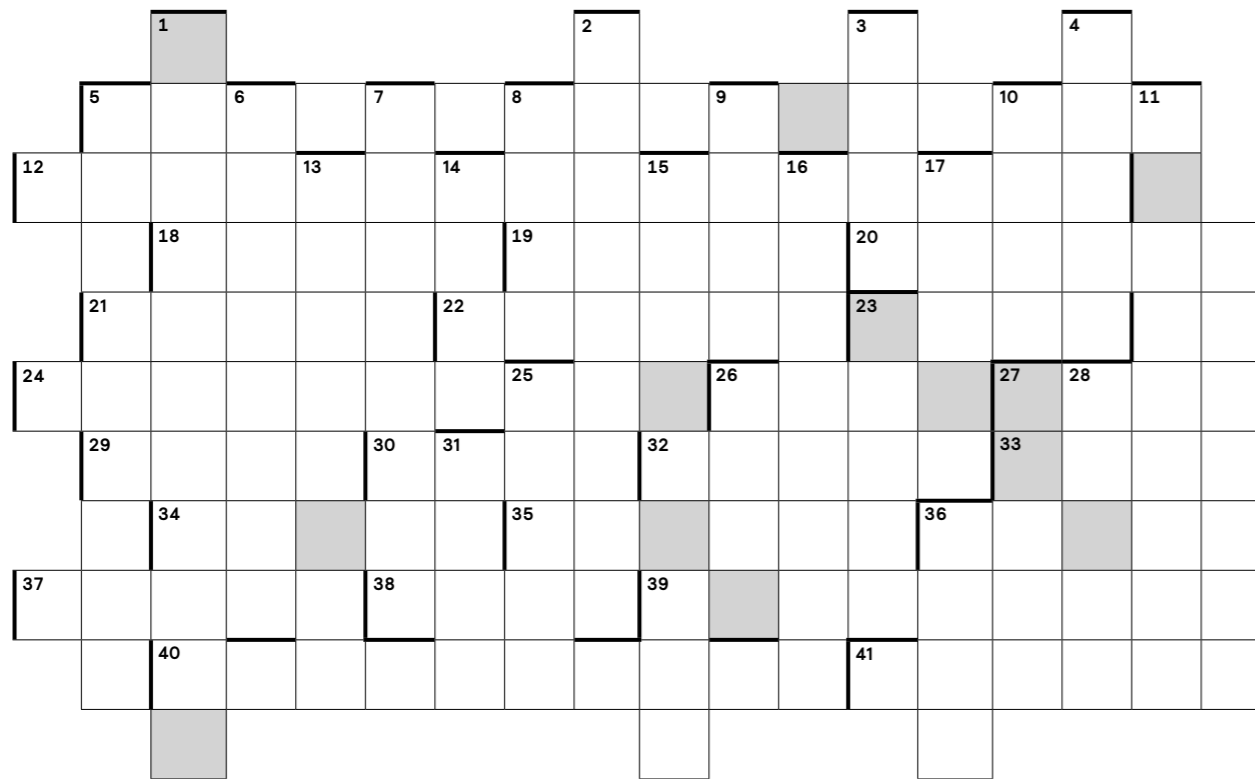
Sexualität von der Reproduktion befreite, sieht Preciado nun eine pharmakologische Ära gekommen, in der sich die Sexualität auch noch vom Geschlecht unabhängig macht. In dem Buch geht es um die Auflösung von Begriffen wie Mann, Frau, Homo- oder Heterosexualität, und was es besonders interessant macht: Preciado vollzieht diesen Prozess der Auflösung an sich selbst, während er von Beatrice zu Paul wird.

Er beschreibt, wie er sich mit einem Testosteron-Gel einreibt und fasziniert wahrnimmt, wie der Körper von Tag zu Tag weniger weiblich wird, ohne doch schliesslich männlich zu sein. Preciado fragt: «Was bin ich denn jetzt? Eine Feministin, gefangen in Testosteron, oder ein weder männlicher noch weiblicher Körper, gefangen im Feminismus? Ich habe keine andere Alternative, als das feministische Denken zu revidieren, als diese Theorien dem Schock auszusetzen, den die Einnahme von Testosteron in mir ausgelöst hat.» Nach der Antibabypille ist das Testosteron-Gel für ihn die zweite Stufe einer pharmazeutischen Revolution. Ob sie die ganze Gesellschaft verändert, wird sich zeigen. Wie sie bereits einen einzelnen Menschen verändert, schildert Preciado in seinem Buch.

Testo Junkie: Sex, Drugs, and Biopolitics in the Pharmacopornographic Era, New York 2013  
[www.genderdesign.org](http://www.genderdesign.org); [www.gabrielannmaher.com](http://www.gabrielannmaher.com)

HANS ULRICH OBRIST ist Kurator und Co-Direktor der Serpentine Galleries in London.

# TRUDY MÜLLER-BOSSHARD



**BEIM HOTELGAST KEIN SEITENSPRUNG:**  
Die Lösung ergibt sich aus den grauen Feldern waagrecht fortlaufend.

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**WAAGRECHT (J + Y = I):** 5 Sitzt grundsätzlich auf dem hohen Ross. 12 Visage des Schädelin-Knaben. 18 Madonnas Arbeitsplatz, äufnet Erfahrungsschatz. 19 Wird so am, aber nicht im Schild geführt. 20 Liess Sohnnemann Immunität wegen untertauchen. 21 Was Lots Angetraute war: trällerte Cocker-Hit im Original. 22 Überwiegend blumiges Aufschlagwort. 23 Gebeugt steht dieses Word für unsere Fliege in spe. 24 Für Pillendreher gewinnmindernde Diagnose. 26 Ein Vorteil und buchstäblich gleich Kreuzzeichen. 27 Zockerdevisen – Verstösschen gegen Stubenhockerdiät. 29 Ohne die Drehende bliebe der Tramper stehen. 30 Ist, zu drei Vierteln kroatisch, an Krisenherden präsent. 32 Robin von Locksleys Sidekick Azeem ist einer. 33 Von Dutti keck Zaun umbenannter Kaffeebrand. 34 Oklahoma-City, taugt verrückt zum Salut. 35 Der Hutter Paraderolle in Rolle. 36 Überhaupt einer wie Pumuckl, aus Sicht des Lateiners. 37 Machte mit Brecht stückweise gemeinsame Sache. 38 Gerade, wie präferiert vom Sonntagsradler. 39 Absolvieren das Hotel-Mama-Kontrastprogramm. 40 Ist, dank Wanderarbeitern, schnell zubereitet. 41 Nutzt Bussard zum Arretieren des Beutetiers.

**SENKRECHT (J + Y = I):** 1 Der im Begehren Bescheidene ist dagegen gefeit. 2 Danach flutscht das Brot von gestern besser. 3 Ein Leiden, der Tanz, der nach ihm benamst. 4 Analog 14 senkrecht ist auch diese Dame im Komparativ besser. 5 Versüsst die Kabinenpredigt ein wenig. 6 Liegt, einst mit Pkw endend, auf zwei Kontinenten. 7 Für Marple-Freundin passierende Passagierin war es die letzte. 8 Als Donaustadtzweitel kein Fall für die WHO. 9 So was wie radikalen Rückbaus Homonym. 10 Endlosen Schanktisch hat Fritzli am Rücken. 11 Entfernt am Strassenrand Konfetti vom Pflaster. 13 Für Bildhauerkunstbegriffene ist der Florentiner Palazzo ein Muss. 14 Gesteigert wäre die Gershwin-Gestalt mehr als gut. 15 Hochkarätiger Niederschlag war der Preis für ihren Fleiss. 16 Läuft – kein Tafelfreudenhaus – auf eine Pessimistin hinaus. 17 Actor Chevy hat letztlich lange Ohren. 23 Sein herausragendes Werk wird feiertäglich angesteckt. 25 Laut Kabbala ein Mitglied des englischen Kaders. 26 Beim «Cane caldo» das Drumherum. 27 Ist beim Sprung aus dem Avion zwecks Blessurenverhinderns mit Para zu verbinden. 28 Wird nach der Windelphase untergestellt. 31 Bekannte Schlosser, wird aufgegossen statt 40 waagrecht genossen. 36 Grau, umgebaut: macht Pulver mit Pulver.

# FRENKEL KIPPA UND BELEGTE BROTE

Als ich zehn Jahre alt war, schickten mich meine Eltern in ein jüdisches Sommerlager. Am Morgen mussten wir immer in einem Kreis sitzen. In der Mitte stand ein amerikanischer Rabbiner und erzählte uns vom Messias. Wenn wir alle jüdischen Gebote der Thora einhalten, dann kommt der Messias auf einem Esel zu uns geritten. Wir müssen nur daran glauben. Zuerst mussten wir aber die Augen schliessen und laut brüllen: «Höre, Israel, dein Gott ist einzig!» Dann durften wir Bibelsprüche nachbrüllen, bis wir keine Luft mehr hatten.

Nach einer Stunde gab es belegte Brote. Als wir fertig waren, brüllten wir einen langen Segens- und Dankespruch. So ging das zwei Wochen lang. Auch im Reisecar. Wir mussten alle eine Kippa tragen und während der Fahrt ins Conny-Land Messias-Lieder brüllen. Der

Car machte irgendwo auf einer Raststätte Pause. Wir erhielten nochmals belegte Brote und mussten wieder «Lobet den Herrn» brüllen. Ein paar Kinder mussten sich übergeben.

Nach dem Sommerlager war ich ein anderes, heiligeres Kind. Ich brüllte zu Hause Segensprüche, bis mir mein Vater eine runterhaute. Und ich trug eine Kippa. Die verursachte weniger Lärm und wurde akzeptiert. Nicht allerdings von meinen Schulkameraden in Baden, Kanton Aargau. Da gab es einen sympathischen Sechstklässler, Manuel mit Namen. In jeder Pause riss er mir die Kopfbedeckung runter. Auch in der kleinen Pause, die nur fünf Minuten dauerte.

Meine Mutter rüstete auf und gab mir eine Haarspange. Jetzt hielt die Kippa besser auf meinem Schädel. Folglich musste Manuel noch stärker an der Kip-

pa zerren, bis sie runterfiel. Das tat ein bisschen sehr weh.

Ich habe es aber gern ertragen, weil ich beseelt war vom Glauben, Gott damit einen riesengrossen Gefallen zu tun. Erst später habe ich mit Schrecken erfahren, dass es keine einzige Stelle in der Thora gibt, wo der Gott, der Einzige, von den Israeliten verlangte, eine Kippa zu tragen. Gott, so denke ich heute darüber, interessiert sich beim Menschen für mehr als nur für einen Stoffetzen.

Heute trage ich keine Kippa mehr. Ich sag es mal kitschig: Ich trag das Judentum im Herzen. Deutschen Juden empfehle ich, mir zu folgen. Josef Schuster, Präsident des Zentralrats der Juden, hat übrigens dieser Tage ebenfalls vom Kippatragen in Deutschland abgeraten. Wegen der Islamisten und Rechtsextremen.

Herr Schuster hat recht.

BENI FRENKEL ist freier Autor und lebt in Zürich.

**HELPLINE FÜR RATLOSE:** Sie kommen nicht mehr weiter? Wählen Sie 0901 591 937 (1.50 Fr. / Anruf vom Festnetz), um einen ganzen Begriff zu erfahren. Wenn Sie nur den Anfangsbuchstaben wissen möchten, wählen Sie 0901 560 011 (90 Rp. / Anruf vom Festnetz).

### LÖSUNG RÄTSEL N° 9: VERWICKELT!

**WAAGRECHT (J + Y = I):** 7 VIER JAHRESZEITEN ([Yann] Sommer, [Katy] Winter). 12 NACHTCLUBBETREIBER. 18 KERKER, Erker. 19 «EASY RIDER». 20 KEHLE. 21 EINWEISEN. 23 Hans ERNI. 24 AEFFCHEN. 27 SCHENKE. 30 TEUFE(L). 31 HEIDE. 32 HARRAS (Hundename). 34 JUTE. 36 INNS (engl. für Herbergen) in Inns-bruck. 37 IGLU. 38 RUETI, Rütli(-rapport). 39 ANTENNA. 40 SEGRETO (ital. für Geheimnis). 41 (Pe-)PSI. 42 ENDEMOL (erfand «Wer wird Millionär?»). 43 TYROLIEN (franz. für tirolerisch).  
**SENKRECHT (J + Y = I):** 1 DICKHAEUTER. 2 ZICKE, icke. 3 THURN und Taxis. 4 GEBÄNDIGT («Der Widerspenstigen Zähmung»). 5 VERRE (franz. für Glas). 6 LEBERKAESE. 7 Rudolph VALENTINO (Stummfilmstar). 8 EHELEUTE. 9 SES (franz. für seine, Singular: son = Ton). 10 JEIN. 11 TIDEN. 13 TREFF. 14 (Fron-)LEICHTNAM. 15 BEWEISE. 16 TISCHLER. 17 Nest in ERNESTINE. 22 ISEGRIM (Wolf). 25 FEIN (Sinn Féin = irische Partei). 26 Jim HENSON (Muppets-Erfinder, Statler und Waldorf). 28 HAUT. 29 ERROL (Flynn), von hinten: Lorre (Peter). 33 RUPIE. 35 ENDO Anaconda (Stiller Has).

«DAS MAGAZIN» ist die wöchentliche Beilage des «Tages-Anzeigers», der «Basler Zeitung», der «Berner Zeitung» und von «Der Bund».

**HERAUSGEBERIN**  
Tamedia AG, Werdstrasse 21, 8004 Zürich  
Verleger: Pietro Supino

**REDAKTION Das Magazin**  
Werdstrasse 21, Postfach, 8021 Zürich  
Telefon 044 248 45 01  
Telefax 044 248 44 87  
E-Mail [redaktion@dasmagazin.ch](mailto:redaktion@dasmagazin.ch)

**Chefredaktor:** Finn Canonica  
**Redaktion:** Sacha Bathyan, Daniel Binswanger, Mathias Ninck, Anuschka Roshani, Birgit Schmid  
**Artdirektion:** Michael Bader  
**Bildredaktion:** Frauke Schnoor / Studio Andreas Wellnitz  
Christiane Ludena / Studio Andreas Wellnitz  
**Berater:** Andreas Wellnitz (Bild)  
**Abschlussredaktion:** Isolde Durchholz  
**Redaktionelle Mitarbeit:** Sven Behrisch, Anja Bühlmann, Miklós Gimes, Max Küng, Trudy Müller-Bosshard, Paula Scheidt, Christian Seiler, Thomas Zaugg  
**Honorar:** Claire Wolfér

**VERLAG Das Magazin**  
Werdstrasse 21, Postfach, 8021 Zürich  
Telefon 044 248 41 11  
**Verlagsleiter:** Walter Vontobel  
**Lesermarkt:** Bernt Maulaz (Leitung), Nicole Ehrat (Leitung Leserservice)  
**Werbemarkt:** Walter Vontobel (Leitung), Jean-Claude Plüss (Anzeigenleitung), Claudio Di Gaetano, Catherine Gujan (Gebietsverkaufsleitung), Michel Mariani (Agenturen), Katia Toletti (Romandie), Esther Martin-Cavegn (Verkaufsförderung)  
**Werbemarktdisposition:** Jasmin Koolen (Leitung), Selina Iten  
**Anzeigen:** Tamedia AG, ANZEIGEN-Service, Das Magazin, Postfach, 8021 Zürich  
Telefon Deutscheschweiz 044 248 41 31  
Telefon Westschweiz 044 248 52 72  
[anzeigen@dasmagazin.ch](mailto:anzeigen@dasmagazin.ch)  
[www.mytamedia.ch](http://www.mytamedia.ch)  
**Trägertitel:** «Tages-Anzeiger», Werdstrasse 21, Postfach, 8021 Zürich, Tel. 044 404 64 64, [abo@tagesanzeiger.ch](mailto:abo@tagesanzeiger.ch); «Berner Zeitung», Tel. 0844 844 466, [abo@bernerzeitung.ch](mailto:abo@bernerzeitung.ch); «Basler Zeitung», Tel. 061 639 13 13, [abo@baz.ch](mailto:abo@baz.ch);

«Der Bund», Tel. 0844 385 144, [abo@derbund.ch](mailto:abo@derbund.ch)  
Nachbestellung: [redaktion@dasmagazin.ch](mailto:redaktion@dasmagazin.ch)

**Ombudsmann der Tamedia AG:**  
Ignaz Staub, Postfach 837, CH-6330 Cham 1  
[ombudsmann.tamedia@bluewin.ch](mailto:ombudsmann.tamedia@bluewin.ch)

**Bekanntgabe von namhaften Beteiligungen der Tamedia AG i.S.v. Art. 322 StGB:**  
20 Minuten AG, 20 minuti Ticino SA, Aktiengesellschaft des Winterthurer Stadtanzeigers, Berner Oberland Medien AG BOM, car4you Schweiz AG, CIL Centre d'Impression Lausanne SA, Distributionskompaniet ApS, Doodle AG, DZB Druckzentrum Bern AG, DZO Druck Oetwil a.S. AG, DZZ Druckzentrum Zürich AG, Edita S.A., Editions Le Régional SA, Espace Media AG, FashionFriends AG, homegate AG, JobCloud AG, Jobsuchmaschine AG, LC Lausanne-cités S.A., LS Distribution Suisse SA, MetroXpress Denmark A/S, Olmero AG, Schaer Thun AG, search.ch AG, Société de Publications Nouvelles SPN SA, Soundvenue A/S, Starticket AG, Swiss Classified Media AG, Tagblatt der Stadt Zürich AG, Tamedia Publications romandes SA, Trendsales ApS, tutti.ch AG, Verlag Finanz und Wirtschaft AG, Zürcher Oberland Medien AG, Zürcher Regionalzeitungen AG

**Wenn Tiere selber richten könnten, würde Tierquälerei härter bestraft werden.**

Die Stiftung für das Tier im Recht (TIR) kämpft für tiergerechte Gesetze und ihren konsequenten Vollzug. Unterstützen auch Sie uns dabei mit Ihrer Spende: Postkonto 87-700700-7. Herzlichen Dank. **TIER IM RECHT.ORG**

DAS MAGAZIN 10/2015

## EIN TAG IM LEBEN

**MARTINA VOSS-TECKLENBURG, 47, war dabei, als Frauenfussball erfolgreich wurde. Als Trainerin sorgt sie dafür, dass es so bleibt.**



1989 war ein Schicksalsjahr für Deutschland; ich verlor damals daran kaum einen Gedanken. Meine persönliche Wende hatte sich bereits auf dem Rasen vollzogen. Ich war jung, erst 21. Und schon Europameisterin mit der deutschen Nationalmannschaft geworden:

Ende Juni standen wir im Halbfinale gegen die Italienerinnen. Damals traute man den Frauenteamen nur zweimal 40 Minuten zu. Auch nach der Verlängerung stand es 1:1. Ich schoss als Erste – weit über das Tor. Für mich als junge Spielerin war das dramatisch. Die Glanzleistung unserer Torfrau ersparte mir

Schande. Sie hielt drei Elfmeter, verwandelte den entscheidenden Elfer und ebnete uns den Weg ins Finale. Weil das Halbfinale so lange dauerte, fing die «heilige» Tagesschau später an. So gerieten Millionen TV-Zuschauer in den Bann unseres Elfmeterkrisis und des Finaleinzugs. Innerhalb weniger Tage entstand eine Euphorie für die Nationalgirls in Stollenschuhen. Plötzlich wollten Journalisten Interviews, Kinder balgten sich um Autogramme von mir.

Der 2. Juli, der Tag des Finales, begann mit dem Weckerschellen um sechs. Barfuss gings raus auf die Wiese. Wir

sollten wach werden. Erst danach gab es Frühstück. Taschen packen, ab in den Bus. Dort fiel kaum ein Wort. Wir hörten, das Stadion in Osnabrück sei ausverkauft: 22000 Zuschauer. Einige Tausend bekamen keine Karte mehr.

«...Brüderlich mit Herz und Hand ...» Nichts von Schwestern. Beim Singen der Nationalhymne dachte ich niemals an feministische Postulate. Auch an jenem 2. Juli sang ich sie natürlich – aus Stolz, zu den Besten zu gehören, die Deutschland vertreten durften.

Die Norwegerinnen galten als klare Favoriten. Gesiegt haben wir, mit 4:1. Ich hatte zwei eindruckliche Szenen. Einmal rettete ich mit einem Fallrückzieher am eigenen Strafraum. Dann gab ich den letzten Pass zu einem unserer Tore. Blitzschnell rannte ich zu unserem Trainer Gero Bisanz und sprang ihm in die Arme – er war perplex.

Gero, zuvor von seinen Trainerkollegen wegen der Übernahme des Frauenteam belächelt, hat uns Spielerinnen diese Winner-Mentalität eingepflegt, ein Selbstbewusstsein, das nicht zur Arroganz verkommt. Genau dieses präzise Wissen um die eigenen Stärken will ich heute als Trainerin den Schweizer Nationalspielerinnen mitgeben.

Jener Sommertag ist für mich deshalb so markant, weil ich lange dafür kämpfen musste, Fussball spielen zu dürfen – dieser Erfolg brachte in meiner Familie und bei Freunden ein Umdenken in Sachen Frauenfussball.

Nach dem Finale stieg eine Riesenfete im Casino Hohensyburg bei Dortmund. Was mir heute kurz vor der WM in Kanada nicht mehr bemerkenswert scheint, war es damals noch: Alle vier Frauenteam der Finalrunde feierten zusammen. Ohne Neid. Putzig finde ich, wie die älteren Herren des Deutschen Fussballbundes damals die Frage der Siegesprämie lösten. Erst kam ein artiges Dankeschreiben. Dann hatte der Präsident die Idee, jeder Spielerin ein Tafelservice zu überreichen. Ab und an überrascht mich mein Mann, indem er es aufischt – er weiss, damit zaubert er mir ein Schmunzeln ins Gesicht.

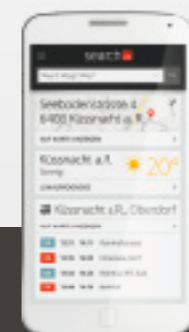
Nein, nach dem Sieg in Osnabrück gab es keinen Trikottausch. Das gute Stück hängt gerahmt in meiner Garage.

# Für Quasselstrippen. Das aktuellste Telefonbuch.

Telefonbuch, TV-Programm, Wetter, Karte und Fahrplan. Die aktuellsten Infos für alles rund um Sie – auf [search.ch](http://search.ch) und unserer App.



Jetzt [search.ch](http://search.ch) App  
downloaden.



DAS MAGAZIN 10/2015

search.ch



© 2015 Apple Inc. Alle Rechte vorbehalten.

von Noah W. | [apple.com/chde/worldgallery](http://apple.com/chde/worldgallery)



Fotografiert mit dem iPhone 6

**Sunrise**